This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

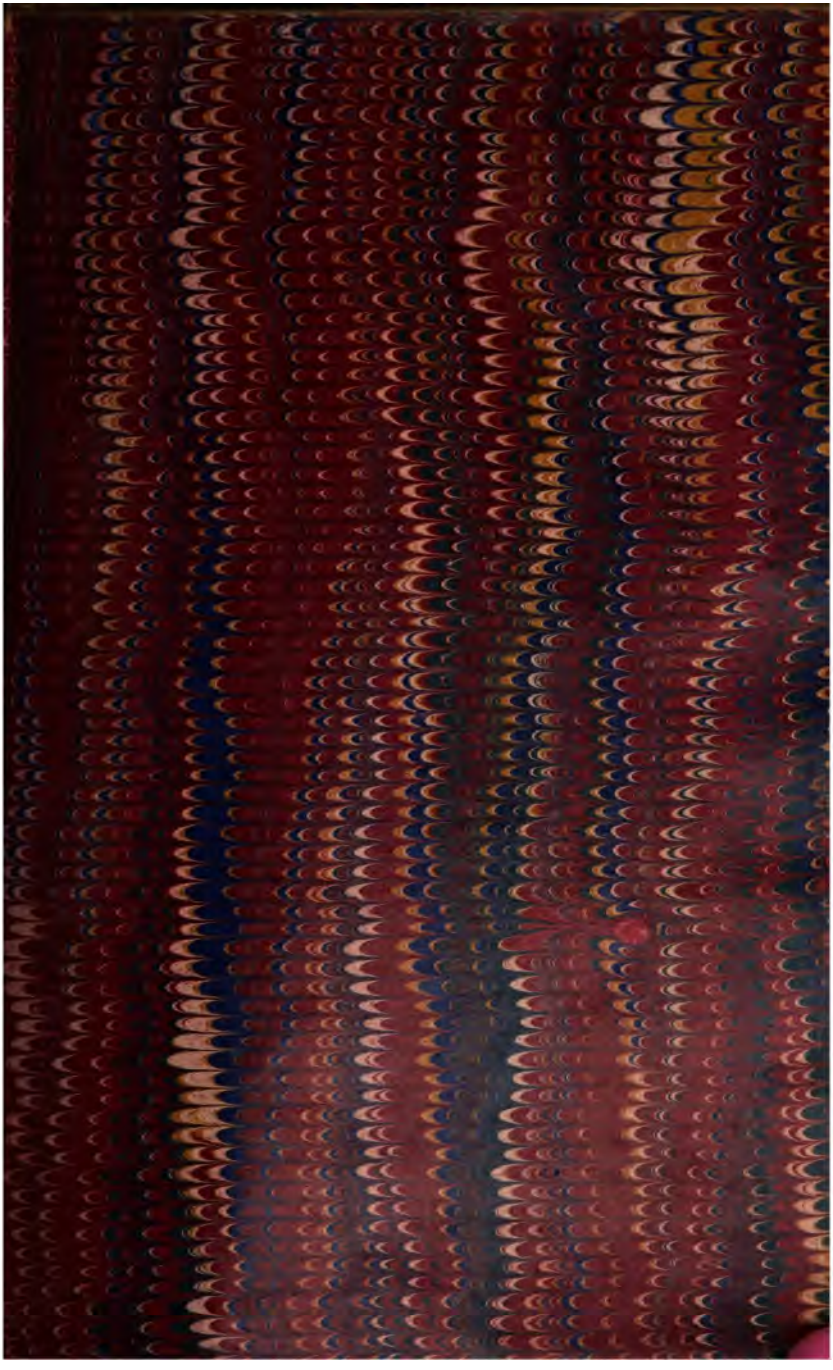
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

55. l. 21.



Nach dreißig Jahren.

Neue Dorfgeſchichten

von

Berthold Auerbach.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1876.

Uebersetzungsrecht und Recht der dramatischen Bearbeitung vorbehalten.

Zur Uebersetzung autorisirt sind:

für Amerika und England: **Henry Holt & Co.** New-York.
„ Italien: **Tipografia Editrice Lombarda.** Mailand.
„ Russland: **„Europäische Bote".** M. Stassülewitsch.
„ Holland: **W. J. Thieme & Co.** Zütphen.
„ Dänemark. **Forlagsbureauet** in Kopenhagen.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Dritter Band.

Das Nest an der Bahn.

Schlußkapitel der „Sträflinge.“

1846.

Wenn ihr von der Hauptſtadt aus auf der Eiſenbahn dahinrollt, an den Feldern vorbei, die ſich vor dem ſchnellen Blicke wie ein Fächer ausbreiten und zuſammenlegen; wenn ihr ſehet, wie die Pferde auf dem Felde ſich bäumen, ungewiß, ob ſie jauchzen oder zürnen ihrem Nebenbuhler, dem ſchnaubenden Dampfroß; wenn ihr ſehet, wie der Ackersmann eine Weile die Hacke ruhen läßt, euch nachſchaut und dann wieder emſig die Scholle wendet, die ihn feſthält; wenn ihr dann immer raſcher dahinbrauſet und das Dampfroß ſchrillend jauchzt, dann wendet ſchnell einen Blick nach jenem Wärterhäuschen am Saume des Waldes. Dort ſteht ein Mann kerzengerade und hält die zuſammengewickelte Fahne; unter dem Hauſe ſteht eine Frau und hat ein kleines Kind auf dem Arm, das die Hände hinausſtreckt ins Weite. — Grüßt ſie! Es iſt Jakob und Magdalene, die ihren erſtgeborenen Sohn, den Pathen Heiſters, auf dem Arm trägt.

Wenn dann die rollenden Wagen vorbeigeſaust ſind und man hört ſie nur noch in der Ferne, die haſtig keuchende Welt iſt dahin und endlich Stille ringsum, da ſteckt Jakob die Fahne auf den Pfoſten, grüßt ſein Weib und lacht mit dem Kinde und arbeitet dann fleißig auf dem Felde.

Das ſelig ſtille Glück ſtirbt nicht aus, es ſiedelt ſich hart neben den unbeugſam eiſernen Gleiſen der neuen Zeit an.

Erstes Kapitel.

Kennt Ihr's noch? Ja, das ist das Bahnwärterhäuschen von damals, wo Jakob und Magdalena nach schwerem verschuldetem und unverschuldetem Schicksal die erste gemeinsame Heimstätte gefunden.

Wie lang das her ist?

Jakob hat seine eigene Zeitrechnung und er lacht und zeigt dabei noch alle seine gesunden Zähne, wenn er sagt: „Ich habe sechs Monturmäntel auf meinem Posten in Gesundheit verbraucht.“ Und das muß doch Jeder wissen, daß die Bahnverwaltung alle fünf Jahre einen neuen Dienstmantel stellt.

Drei Jahrzehnte ist freilich eine gute Zeit, da gedeiht und verwelkt Manches, eigentlich aber ist hier nur von Gedeihen die Rede, wie natürlich von Gedeihen unter Sturm und Wetter, denn die bleiben nirgends aus, zumal hier, wo man nach Jakobs Erfahrung „von jedem Windstrom, der über die Welt geht, sein Theil bekommt,“ aber ein gesundes Menschengemüth und ein gesunder Baum werden durch Sturm nicht geknickt, sondern — wenn nur erst der Stamm widerstandskräftig ist — noch wurzeltiefer und wurzelfester.

Seitdem wir zuletzt hier waren, sind tausend und aber tausend Bahnzüge an dem Häuschen vorbeigesaust; man könnte die Zahl genau ausfindig machen, denn sie ist im Hauptamt in den Tabellen verzeichnet, aber keine Menschenseele könnte das unzählige Leben fassen, das sich hier hin und her bewegte; die Söhne des Landes sind hier vorbei in den Krieg gezogen, fremd anzuschauende Gefangene glotzten heraus, und verwundete, aber auch jubelnde Sieger sind zurückgekehrt.

Sehen wir uns um!

Auf dem Söller haben die Nelken von damals Luftwurzeln angesetzt und wiegen sich mit ihren blühenden Ranken im leisesten Windhauch. Schon im zweiten Jahr haben sich Schwalben im Hause eingenistet und zwar im Stall, wo die Wandervögel der einsamen Kuh Manches vorzwitschern, worauf sie aber nur mit Brummen und selten mit einem tiefklagenden Schrei antwortet.

Das geschmackvoll gebaute Häuschen hat mit der Zeit einen Schmuck erhalten, den kein Baumeister mit Axt und Hammer herstellen kann; die Rebe hat die Säulen und die Wände übersponnen und man hatte nur zu wehren, daß sie nicht auch die Fenster zudeckt. An der Winterseite des Hauses ist kleingehacktes Holz lothrecht aufgeschichtet, sieht fast aus wie ein Zierrath und hält das Haus von außen warm, bis es von innen wärmt; zwei schöne reichtragende Nußbäume sind hoch gediehen und der Hügel, der damals von Weißtannen bestanden war, ist jetzt ein stattlicher Hopfengarten; vor dem Hause und an der Morgenseite blühen vom ersten Frühling bis zum späten Herbst hellfarbige Blumen.

Und nun erſt drin im Hauſe, da iſt volles Leben. Es iſt von einem ganzen Neſte zu berichten, von den Alten und von den Jungen, ſo lange ſie im Neſte ſind, und erſt gar als ſie in die weite Welt ausflogen.

Vor Allem alſo Jakob und Magdalena. Sie rufen einander aber nicht bei ihren Namen, ſondern er ruft Mutter und ſie ruft Vater. Kein Kind hat je anders gehört, und wenn Magdalena zu einem Kinde vom „Vater“ ſpricht, ſo thut ſie das mit einem beſonderen Tone der Ehrerbietung; ihre herrſchgewaltige und zufahrende Natur iſt unterwürfig und mild geworden vor der ſtetigen ſtillen Gelaſſenheit ihres Mannes; Jakob aber weist die Kinder bei ihren Anliegen an die Mutter, er überläßt ihr gern die Beſtimmung.

Magdalena hat ſich weit mehr verändert als ihr Mann und man ſagt, das ſoll einer Frau viel ſchwerer werden. Sie war eine tüchtige Natur, aber er war noch etwas mehr, er war eine tiefe Natur, die ihn nach langem bitteren Leid endlich zu ruhigem Gleichgewichte gelangen ließ. Was auch vorkommen mochte, er wußte Alles zum Guten zu deuten. Wenn Magdalena manchmal meinte, er laſſe ſich von dem und jenem zu viel gefallen, und verſtehe ſich nicht auf ſeinen Vortheil, da lächelte er: „Was liegt dran? Rauch und Pfiff iſt Alles. Ueber eine Weile ſieht und hört man nichts mehr davon. Wir haben unſer täglich Brod und wir zwei haben einander, ich begehre nichts weiter von der Welt.“

Und dieſe weiſe Genügſamkeit, die nur ſelten in Worten herauskam — denn Jakob war noch immer wort-

karg und sprach mehr mit Kopfnicken und Augenzwinkern — diese Gelassenheit ging endlich auch auf Magdalena über, und Eintracht herrschte in dem Bahnhäuschen Nummer 374.

Die beiden Eheleute sind noch frisch und munter; das Haar Magdalena's hat noch seine Jugendfarbe und das wilde Löckchen schwebt noch immer unbändig mitten auf der Stirne, Jakob aber ist grau geworden und hat dazu noch einen grauen Vollbart; die graubraune Uniform mit den blanken Knöpfen und dem dunkelrothen Kragen steht ihm gut, zumal er sich stramm aufrecht hält. Auffallend ist ein leuchtender Glanz in seinen Augen, der damals, als er noch Knecht im Dorfe war, gar nicht an ihm bemerkt wurde. Wir werden wol erfahren, woher diese Veränderung stammt. Von Gestalt ist er schlank verblieben, während Magdalena sich bedeutend verbreitert hat, sein Blick ist stetig, während ihre Augen noch immer unruhig flimmern. Sie hält sich noch immer sauber und schmuck, und wenn man nicht wüßte, daß sie oft Wochen lang von Niemand als Jakob und den Kindern gesehen wird, könnte man es fast gefallsüchtig nennen. Das ist's aber nicht; hat sie ja einmal ihrer zweiten Tochter Rickele gesagt, die verwahrlost einherging und das mit der Einsamkeit entschuldigte: Man putzt sich nicht wegen Anderer, man hält sich sauber und ordentlich wegen seiner selber. Die Art, wie sie das Halstuch, das Schürzenband knüpft, hat etwas Zierliches, und so lange die Töchter zu Haus waren, kamen sie am Sonntag Morgen immer und baten: Mutter, knüpf mir mein Halstuch, mein

Band, flicht mir den Haarzopf; und sie machte das den Kindern noch schöner als sich selbst.

Ja, die Kinder! Erinnert Ihr Euch, wie damals als wir Magdalena aus dem schnell eilenden Bahnzuge grüßten, sie einen Knaben auf dem Arme hielt? Schon an diesem Knaben wurde viel erlebt.

Doch, wir wollen möglichst ordnungsmäßig berichten.

Zweites Kapitel.

„Alle Neun! Das wäre just das rechte gewesen," sagte Jakob wehmüthig scherzend, denn neun Kinder wurden im Bahnhäuschen Nummer 374 geboren. Allemal Abends zwischen dem Güterzug und dem Pariser Eilzug meldete Jakob das Neugeborene beim Pfarrer an, und er that das immer so geschämig und athmete erst wieder leicht auf, wenn er auf der Freitreppe am Pfarrhaus seine Dienstmütze wieder aufsetzte, und seine Pfeife anzündete. Er vergaß aber auch nie, vom Bäcker Weißbrod mit heim zu nehmen für Magdalena und mürbe Mütschele für die Kinder, die ihnen das Schwesterchen oder Brüderchen mit auf die Welt gebracht. — In den Nächten hätte keine Frau für das Neugeborene besser sorgen können als Jakob. Jedesmal das jüngste Kind war sein liebstes, und bitter war nur das Aufsuchen von Gevattern; wer dazu angesprochen wurde, war zwar bereit, aber hart war's eben doch, daß man stets gefragt wurde, ob denn Mann und Frau keine Verwandten hätten. Magdalena hatte die Antwort bereit gemacht, alle Anverwandten seien nach Amerika ausgewandert. Jakob verstand sich schwer auf diese Nothlüge, aber er mußte sie doch gebrauchen.

Vier Kinder ſtarben, zwei bald nach der Geburt, ein Knabe im Alter von fünf Jahren — die Mutter vergißt den lieben Konrad nie — und ein Mädchen von zwanzig Monaten; es ſoll aber ſo geſcheit geweſen ſein, wie ſonſt ein Kind von drei Jahren, und Magdalena weiß merkwürdige Ausſprüche und Thaten von ihm zu erzählen, ja ſie behauptet manchmal, dies Kind wäre noch das bravſte und geſcheiteſte geworden; aber die anderen Kinder, drei Töchter und zwei Söhne ſind gut gediehen.

Magdalena hat wohl recht, die Kinder haben nicht viel Unterweiſung in Worten bekommen, von ihr ſelber wohl manchmal, aber vom Vater nie; ſie haben indeß vom erſten Athemzuge an Liebe und Fleiß vor ſich geſehen und nie ein böſes Wort über einen Nebenmenſchen gehört.

Nur Einer war aus der Art geſchlagen oder vielleicht hatte er etwas von der Art des Großvaters, vom luſtigen Frieder. Jakob ließ den Gedanken nie zu Wort kommen, wenn er das dachte, denn er wußte, wie ſich Magdalena darüber grämen würde, und Magdalena, die alle Gedanken ihres Mannes errieth, ja ſogar ſolche, die er nicht hatte, war ihm ſtill dankbar für ſeine Zurückhaltung.

Jakob hatte ſeine beſondere Luſt daran, das Kleinſte, bis es laufen konnte, ſo oft als möglich auf dem Arm herum zu tragen, und er pfiff ihm — denn ſingen konnte er nicht — die alten Weiſen, die er vordem als Poſtillion geblaſen; nur an einer ſchönen Weiſe möchte er gern vorbeikommen, ſie weckt gar

traurige Erinnerungen, aber sie summt immer wie eine verscheuchte Wespe um ihn her,. und eine Wespe wird man schließlich am besten los, wenn man sie gewähren läßt, dann sticht sie nicht und fliegt davon. So ließ also Jakob auch die Weise von jener Nacht, da er ins Verbrechen verfallen war, laut werden, und als sie wieder und wieder kam, brachte sie keinen Stachel der Erinnerung mehr mit.

Das älteste Kind, Emil — der Pathe des Advokaten Heister, der den Eltern aufgeholfen hatte — war einer der besten Schüler in der eine halbe Stunde entfernten Dorfschule, und er ward Lehrer seiner Geschwister, ja sein Hauptvergnügen bestand darin, in dem einsamen Bahnhäuschen mit den kleinen Geschwistern Schule zu halten, und was noch seltsamer war, die Eltern selbst gingen bei ihm in die Schule. Jakob schämte sich, zu bekennen, daß er mit Lesen und Schreiben nicht mehr zurecht komme, aber Magdalena trat für sich und Jakob mit dem offenen Bekenntniß heraus; denn sie hoffte auch, daß ihr Mann, besser geschult, später einen höheren Dienst bekomme. Sie sagte Emil, daß vor Zeiten die Schulen nicht so gut gewesen seien wie jetzt, und kurzum, die Eltern lernten von dem ältesten Sohne wieder schreiben und lesen. Magdalena war noch etwas weiter voran als Jakob, aber sie hielt an, um in gleichem Schritt mit ihm zu bleiben.

Wenn die jüngeren Geschwister zu Bette gebracht waren, an den langen Winterabenden saßen die Eltern bei Emil im Unterricht. Emil erhielt sogar Schulgeld,

jede Woche zwei Kreuzer, die er auch haushälterisch zusammen sparte.

Wer aber einen wunden Finger hat, der stößt sich öfter dran; natürlich, wenn er sich an den gesunden stößt, weiß er's nicht. Und eine Wunde wollte bei Jakob nicht heilen, sie brach sogar jetzt auf.

Emil diktirte zusammenhangloſe Worte, wie sie in der Fibel standen, aber für die Eltern wurden die Worte zu Erinnerungen.

Emil diktirte: Hag! Henne!

„Stehen die Worte wirklich da neben einander?“ fragte Magdalena; sie sah ihren Mann schwerathmend an, sie gedachte jenes Abends, da sie ihre Henne suchend, Jakob am Schloßhag zuerst ordentlich sprach.

„In der Schule darf man beim Diktando nicht sprechen“ belehrte Emil und es ging weiter gut. Waldhorn! diktirte Emil, und „Waldhorn“ sagte Jakob fröhlich.

Beim Z aber ging's bös. Emil diktirte: Zange. Zuchthaus.

„Steht das da?“ fuhr Jakob auf.

„Ja.“

„Ich hab' genug,“ sagte er aufstehend, und als das Licht gelöscht war, sagte er zu Magdalena:

„Ich mein', wir müßten den Kindern sagen, was mit uns war, bevor sie's von Anderen erfahren.“

„Und ich sag' Nein. Sie verlieren den Respekt, zu weiter hilft es nicht.“

„Du kannst es leichter ertragen, du bist unschuldig, aber ich —“

„Du bist schuldig, ja, daß du dir dein Herz abplagst. Du bist braver als Tausende. Gut Nacht, du mein lieber guter Karl, du darfst mir meinen Jakob nicht weiter plagen, ich leid's nicht. Laß ihn schlafen. Gut Nacht."

Es war still in dem kleinen Häuschen, nur draußen von der Bahnlinie her tönte es wie Aeolsharfen-Ton, denn der Nachtwind spielte seine unfaßlichen Weisen in den ausgespannten Drähten des Telegraphen.

„Du lachst? du schläfst noch nicht?" fragte Magdalena nach geraumer Weile.

„Ja," flüsterte Jakob, „ich will dir's sagen. Mir ist eingefallen, in meiner Heimat war eine Frau, der hat man nachgesagt, sie könne durch Anhauchen eine offene Wunde heilen. Verstehst du mich?"

„Nein, was meinst du damit?"

„Du bist auch so, du kannst's auch. Deine getreuen Worte heilen meine geheime Wunde."

Drittes Kapitel.

Wenn man ein Vogelneſt betrachtet, ſo kann man ſich ſchwer vorſtellen, daß da drin ſo viel Volk bis zur Flugreife gedeihen konnte. Aehnlich iſt es, wenn man das Bahnhäuschen Nummer 374 betrachtet. Der Baumeiſter hat es ſehr zierlich hergeſtellt, und er kann ſtolz darauf ſein, die ganze Bahnreihe entlang bei jedem Häuschen ein neues architektoniſches Motiv angebracht zu haben, ſo daß die ganze Form gut in die Landſchaft ſtimmt. Aber freilich, auf den Raum im Innern iſt wenig Bedacht genommen. Als die Kinder kamen, war Magdalena Anfangs ganz verzweifelt, und es iſt gut, daß der Baumeiſter ihre täglichen Verwünſchungen nicht hörte; ſie ärgerte ſich beſonders über die bewegliche Treppe, die man von der Stube aus nach den oberen Räumen anlegen mußte, aber wunderlich! je mehr Kinder kamen, um ſo mehr ſchien der Platz auszureichen, man huſchte eben zuſammen, wie die Vögel im Neſte. Das aber vergaß und vergab Magdalena dem Baumeiſter nie, daß er den Stall kaum für eine Ziege ausreichend hergerichtet hatte, und man hatte doch Grasland genug, um eine Kuh zu halten und „Heu freſſen ſollte der Baumeiſter

müſſen, und dazu noch ſaures, weil's ihm nicht eingefallen iſt, daß man doch auch einen Platz zum Futteraufbewahren braucht.“ So ſchimpfte Magdalena ins entfernte Oberbauamt hinein.

So oft ſie in den Stall kam, ſah ſie die Kuh wie um Verzeihung bittend an: Ich kann nichts dafür, daß du ſo eng ſtehen mußt; ich wünſche nur, daß der Baumeiſter da einmal acht Tage lang ſtehen und liegen müßte.

Der Stall war ſo eng, daß die Kuh ſich nicht umdrehen konnte, ſondern immer von rückwärts aus demſelben gehen mußte.

Man ſagt im Sprichwort: man redet wie in eine Kuh hinein. Das machte Magdalena zum Wahrwort, denn wenn ſie das erſte Grün von den Bahnhalden heimbrachte, konnte ſie der Kuh ſagen: „Ja, du haſt's gut, du kriegſt vom jungen Wachsthum, bevor für die Menſchen was da iſt. Ja, ja, laß dir's ſchmecken. Ich gunn dir's. Und ſei geduldig, das Luftloch iſt offen, deine Muſikanten, die Schwalben, können jeden Tag kommen.“

Denn im Frühling wurden immer die Luftlöcher im Stall geöffnet und da flogen die Schwalben herein, die oben am Querbalken niſteten.

Wie geſagt, mit dem Gras von der zuſtändigen Bahnſtrecke konnte man eine Kuh gut ernähren. Daneben hatte man ein Viertelmorgen Dienſtfeld und einen halben Morgen Pacht von der Eiſenbahn. Magdalena wußte jedes Schnitzelchen Ackerland auszunutzen und ihm das abzugewinnen, was die Sonne juſt an dieſer Stelle gern zeitigte.

Jakob dagegen pflanzte Obſtbäume, er verſtand ſogar die Kunſt, einen ſtämmigen Ebereſchenbaum mit einer guten Birnenſorte zu pfropfen, und hinter dem Zaune, der als Schneeſchutz am Bergeinſchnitte aufgeſtellt, pflanzte er Himbeeren; die werden einſtmals die Bretter erſetzen und obendrein gute Frucht geben.

„Du pflanzeſt ja," ſagte Magdalena ihm einmal in der erſten Zeit, „wie wenn wir ewig dableiben ſollten."

Jakob ſah ſie groß an und that eine große Rede, die größte vielleicht, die aus ſeinem Munde gekommen; er ſprach ſie während er auf dem Boden kniete und gute Walderde um die Wurzel des jungen Kirſchbaumes legte, und die Worte, die halb in die Erde geſprochen waren, gingen auch in ein offenes Herz; denn er ſagte: „Frau, du biſt doch ſo geſcheit —" das war ein geſchickter Anfang, denn die Augen Magdalena's glänzten und ſie hörte willig Alles, was nun noch kommen konnte, und er fuhr fort: „wie kann nur ſo eine Rede aus deinem Munde kommen? Wiſſen wir denn, wie lang wir überhaupt da ſind, ich mein' auf der Welt? Und man ſchafft und muß ſchaffen. Ich wünſch mir weiter nichts, als daß wir unſer Leben lang hier bleiben, juſt wie der Baum da, der auch nicht fort mag. Und wenn's doch ſein muß, wenn wir an einen andern Ort müſſen, ſo ſoll der nach uns kommt, rechtſchaffene Bäume haben."

Aufſchauend ſagte er: „O Mutter! Da bin ich unter Gottes freiem Himmel auf Gottes grüner Erde und da muß ich denken: jetzt ſitzen ſo viele Menſchen dort im

Strafhaus. Warum muß das ſein, daß die Menſchen ſchlecht ſind und Andere ſie ſtrafen müſſen? Ich kann's oft gar nicht glauben, daß ich ſo frei herumlaufen darf, und beſonders der Traum, der iſt mein ärgſter Feind, der ſperrt mich ein und da iſt mir's, wie wenn ich plötzlich in einen Eiskeller hinunter fiele und ich erſticke unter den Eisſchollen, die über mir knarren und knirſchen. Heute Nacht war's wieder ſo, und wie ich erwache und dich ſehe und den blauen Himmel, da hab' ich mir vorgenommen, ich pflanze Bäume, und ich meine, es geht weg von mir, wenn ſie wachſen."

Magdalena kam lange nicht zu Wort, ſie ſchaute wie hülfeſuchend umher, und eine Goldammer auf einem Erlenbaum half endlich, denn Magdalena ſagte mit heiterer Miene:

„Schau den Vogel, da kann man was lernen. Sieh, der Wind kommt von Oben und da ſitzt er ſo, daß ihm der Wind die Federn nicht aufbläst. Verſtehſt? So müſſen wir's auch machen. Nicht immer... Verſtehſt?"

„Ja, ja. Iſt gut."

Magdalena nickte lange ſtill und endlich ſagte ſie:

„Du haſt recht. Ich will mich nicht mehr verſündigen, ich bin es ſonſt nicht werth daß...", ſie ſtockte und ſchaute innig auf Jakob, dann ſchloß ſie: „ich verdien' es ſonſt nicht, daß wir ſo ein Daheim haben."

Viertes Kapitel.

Wer es noch nicht gemerkt hat, dem sei es hiemit gesagt: Magdalena will gern gelobt sein. Sie verdiente es aber auch. Hatte Jakob Bäume gepflanzt, so daß das fremde Haus zur bleibenden Heimat wurde, so erwachte mit Magdalena früh am Morgen Heiterkeit und Arbeitsamkeit, und sie weckte Alle im Hause zu Gleichem.

Sie lobte selber aber auch gern, sie nickte den Pflanzen im Garten und Feld zu, wie wenn sie sagen wollte: Bist ein braver Kopfsalat ... so ist's recht, ihr Erdäpfel! Nur gut wachsen.

Magdalena pflanzte alle Gemüse in ihrem Garten und die Würzkräuter holte sie immer frisch aus der Erde; sie kochte die Speisen, daß sie das Beste waren, was daraus zu bereiten war; sie selber aß sehr wenig, aber es nährte sie, wenn es den Anderen schmeckte; ihre Augen gingen bei Tische unruhig hin und her, und wenn Niemand was sagte, fragte sie geradezu: „Wie ist die Supp? Wie sind die Bohnen?" Und wenn gelobt war, dann erst aß sie wie gebührlich.

Sie hielt die Kinder an, daß sie für ihre Nahrung auch ordentlich arbeiteten. Sie mußten in Acker

und Garten helfen und bis hinauf zu der lange liegen bleibenden Schneebreite, das Frauenhemd genannt — das aber in der Nähe gar nicht so aussieht — mußten die Kinder Beeren, Kräuter und Pilze im Walde sammeln; diese gehören doch noch denen, die sie sammeln, der Wald aber gehörte dem großmächtigen Eichhofbauer dort oben.

Die Kinder waren willig, denn sie sahen den Fleiß der Mutter, die keine Müdigkeit und kein Ausrasten kannte.

Auf dem Dienstacker waren Kartoffeln gepflanzt, auf dem Pachtacker stand Getreide. In der Ernte spannte Magdalena sich selber ein wie ein Pferd und zog die Garben heim. Möglichst wenig verausgaben, dagegen etwas erwerben und weiterkommen, war ihr steter Bedacht und es gelang ihr. Als im zweiten Jahre Justizrath Heister mit seiner Frau zu Besuch kamen, hatte sie natürlich große Freude und auch große Lobesernte, aber sie genügte sich dessen doch nicht; sie zeigte dem Gastfreunde, wie da in der Nähe ein beträchtliches Stück Waldes abgeholzt war, und bat nun Heister, es zu bewirken, daß die abgeholzte Strecke, die just wie dazu geschaffen sei, ihnen zum Hopfenacker überlassen werde. Es wurde von der Oberbehörde gewährt und Magdalena war jedes Jahr neu glücklich mit der Hopfenernte, die auch für die Kinder ein wahres Fest war.

„Die Leute, die von unserm Hopfen Bier trinken, die müssen lustig sein," sagte sie oft, denn sie dachte gern in die Welt hinaus und in die Folgerung der

Dinge. Dadurch war sie gesprächsam, wenn auch gar nichts vorging, und wenn Niemand entgegnete, so gab sie sich selber Red und Antwort.

Daneben verging aber auch kaum ein Tag, an dem sie nicht das Glück pries, daß man hier so ruhig und gedeihlich und vor Allem so allein leben konnte. Jakob nickte einverständlich, aber er hatte es nicht gern; er hielt das Leben des ständigen Geschenches gar nicht werth, und er meinte auch, es sei nicht gut, wenn man Alles beruft. Nicht daß er Aberglauben hatte. Weit entfernt! Wer an der Eisenbahn angestellt ist, wie kann der abergläubisch sein? Aber das ist doch richtig, wenn man so viel Rühmens macht und Alles vor sich selber auslegt und ausdenkt, daß es auch anders sein könnte, da macht man dem Unglück eine Thür auf. Jakob weiß Beispiele genug davon zu erzählen und Magdalena, die für Alles einen Grund weiß, weiß auch solche für die Einsprache des Gegners, zumal wenn der Gegner Jakob ist. „Du hast auch wieder recht," sagte sie, „ja so ist's. Wenn man allfort so an Anderes denkt, da sieht man nicht, was gerade vor Einem auf dem Boden ist, und man stolpert und fällt."

„Du hast nicht umsonst bei einem Advokaten gedient," sagte Jakob, aber nicht laut, denn er gönnt seiner Frau gern das letzte Wort, und das soll, wie man sagt, sehr ersprießlich sein für eine gute Ehe. Ueberdieß nimmt er Magdalena gern ab, was sie zu reden hat; zu wem soll sie's denn sonst hergeben? Nur in Einem konnte er seine Ungeduld kaum be-

meistern. Es war für Magdalena wie ein süßer Nachschmack, vom Hause Heisters und den Gastereien zu erzählen: wie sie zweimal in ihrer Küchenschürze an die Tafel habe kommen müssen, und die Gäste — es waren siebenundzwanzig, die Männer in weißen Cravatten, die Frauen im bloßen Hals bis weit hinunter — Alle haben sie gelobt. Sie konnte dann alle Speisen aufzählen, was sie dran gethan und wie sie dem Sieden und Dampfen abgewartet.

Sie ist halt ein Weib — dachte Jakob bei solchen Erinnerungen, und ein Weib putzt sich gern auf, und sei es auch mit alten vertrockneten Ehren. Ich kann Gott danken, daß sie nur diese Mucken im Kopf hat.

Magdalena hatte aber auch nicht lange zu forschen, die Mucken ihres Mannes kennen zu lernen, obgleich sie so wenig laut gaben wie ihr Besitzer.

In den ersten Jahren bekam Jakob jedesmal beim Uebergang des Winters in den Frühling einen schlimmen Husten, und die Nachbarin vom Bahnhäuschen Numero 373 sagte Magdalena, es sei eine Sünde von einem Manne mit solcher Anlage zu heirathen, und verlassene Frau und Kinder in die Welt hineinzusetzen, und Jakob habe noch dazu selber bekannt, er werde nicht älter als dreiunddreißig Jahre, seine Mutter sei auch so gestorben.

Magdalena ging zornig und bitter heim, aber vor dem Hause hielt sie an und sagte sich: Nein, jetzt nicht noch ärgern.

Sie machte ihrem Mann keinen Vorwurf, daß er statt zu ihr zu Anderen gesprochen; sie lockte es ihm

behutsam heraus, daß er ihr seine Ahnungen und Beispiele erzählte, und sie lachte nicht darüber und suchte ihn nicht zu bekehren, denn sie wußte, wie leicht er verscheucht ist.

Im dritten Jahre zur Fastnachtszeit gab's auch auf unserm Bahnhäuschen eine Maskerade. Jakob war krank, aber man meldete nichts davon der Oberbehörde. Jakob war noch erst auf Widerruf angestellt und fürchtete, seinen Posten zu verlieren, wenn er schon so früh sich krank melden müsse. Hatte er ja ohnedieß einen schweren Stand, da er nur auf Heisters Betrieb und nach verkürzter Probezeit in den Dienst eingerückt war. Denn auch hier fehlt bereits die Stufenleiter des Beamtenthums nicht; erst nach wohlbemessener Zeit als Hülfsarbeiter und Anwärter rückt man zum festen Dienst auf.

Magdalena machte den Zaghaftigkeiten ihres Mannes rasch ein Ende, sie steckte sich in die Dienstkleider ihres Mannes, beging die Bahn und hielt in strammer Haltung die Fahne beim Durchgang des Zuges. Der Nachbar oben und der Nachbar unten bewahrten festes Schweigen, just nicht aus Gutmüthigkeit, aber man kann ja nicht wissen, wie man auch einmal etwas zu verschweigen hat. Wenn Magdalena hochgeröthet heimkam, war Jakob immer neu glücklich über die Lustigkeit und Entschlossenheit seiner Frau. Jakob glaubte von Nichts in der Welt Böses, aber den Nordwind, den hielt er für tückisch, der hatte es gerade auf ihn abgesehen, denn er trug den Schnee von den Feldgebreiten und vom Berge herab just auf seinen Straßenübergang, und Magdalena mußte ihren Mann immer

besonders versichern, daß sie dort den Schnee sauber weggekehrt habe.

In den ruhigen Tagen des Daheimseins ließ auch Jakob viel von seinen Gedanken laut werden, die sich in den Jahren der Einzelhaft in seiner Seele angesammelt hatten. Er konnte es nur in Bruchstücken dargeben, aber das verständnißvolle Zuhören Magdalena's und manchmal auch ein nachhelfendes Wort machte Alles klar. Das Auge Magdalena's wurde feucht, als er erzählte, wie schwer es ihm geworden, wieder ins Leben einzutreten, und wie er erst da gespürt habe, daß er noch einmal fröhlich sein könne, als er vom Hause Heisters hinweg zu den Pferden des Adlerwirths in den Stall gekommen war.

„Ich möcht nur wieder auf einem Gaul sitzen und wieder Waldhorn blasen," sagte er und seine Augen strahlten, dann erzählte er von den lustigen Tagen, da er Postillion gewesen, und die böse Zeit, die zwischen damals und jetzt lag, war vergessen. Und jetzt, da er so Vieles und nun gar diesen Wunsch von der Seele hatte, schien sich seine Brust zu erleichtern, er wurde ohne ärztliche Hülfe wieder ganz gesund und Magdalena war besonders glücklich, daß das Kind, das nach der Dienstmaskerade zur Welt kam, am Leben und gesund blieb, und dieses Kind war Albrecht, von dem noch viel zu erzählen ist.

Jakob gestand es nicht ein, aber es ist doch nicht zu leugnen, er hatte noch seine besondere Lust an Albrecht. Emil ist viel begabter, das ist keine Frage, er ist der erste in der Schule, aber Albrecht ist so geschickt und gar nie

überläſtig, und dazu hat er vom Vater das Muſiktalent geerbt, er pfeift wie eine Schwarzamſel und wie eine Lerche, und er kann auf einem Lindenblatt Trompetenſtückchen blaſen, daß man meint, er habe das feinſte Inſtrument. Alle Tänze, die er auf der Kirchweih gehört, hat er im Kopf behalten, es fehlt kein Ton, und die Mutter hat ihn auch noch viele Liederweiſen gelehrt. Dazu war Albrecht, der jeden Baum hinaufkletterte und mit den Haſen um die Wette ſprang, gar nicht überläſtig; wo man ihn hinſetzte, da blieb er ſicher, ſei es draußen im Freien oder drin im Poſtenhäuschen am Ueberweg, da wo der Feldweg über die Bahn geht und man bei jedem Zug hüben und drüben mit dem Schlagbaum die Bahn zu ſperren hat. Jakob nannte das Poſtenhäuschen dort ſeine Einſiedelei, und es hatte allerdings nur Raum für einen Menſchen, war noch ein zweiter da, mußte man ihn auf den Schoos nehmen, und Albrecht ſaß da oft und gern auf dem Schoos des Vaters, der ihm auch einmal erzählte, daß er die zwei Roſenbäumchen rechts und links von der Einſiedelei am Tage nach der Geburt Albrechts gepflanzt habe.

Jakob hatte ſich keinen Vorwurf zu machen, daß er Emil hintan ſetzte, für dieſen iſt es beſſer, er ſitzt hinter ſeinen Büchern; er iſt immer ſo unruhig und hat ſo viel zu fragen, was der Vater leider nicht beantworten kann, denn woher ſoll Jakob wiſſen, mit welchem Stoff man die Gläſer an der Signallaterne ſo gefärbt hat, daß daſſelbe Licht da roth und da grün durchſcheint. Und doppelt beſchämend war es, daß der

Vater, der doch Postillion gewesen und Bahnwärter geworden, keine Antwort zu geben wußte, als Emil ihn fragte, wie man Pferdekraft messe.

Albrecht war fügsam und ließ sich von Emil beherrschen, der schon von früh an gern über Andere regierte.

Albrecht vollführte schon in seinem sechsten Jahre zwei ungewöhnliche Thaten; für die eine wurde er bestraft; von der anderen dagegen behielt er für Lebenszeit ein Denkzeichen.

Eines Tages hörte man ihn jauchzen von der Locomotive des Güterzuges, er hatte sich, da sie angehalten hatte, hinaufgeschwungen und fuhr nun jubelnd am Elternhause vorbei. Magdalena schalt über die Keckheit des Knaben, im Geheimen jedoch war sie stolz auf seinen Muth, Jakob aber sagte gar nichts, nur als Albrecht heimkam, bestrafte er ihn tüchtig und sagte: „Du wirst dran denken und es nicht mehr thun.“

Bei der andern That aber schrie Albrecht entsetzlich und blutete über das ganze Gesicht.

Die Herbsthühner waren der besondere Stolz der Mutter, sie legten noch Eier, wenn die anderen schon lange damit aufhörten, und eine goldgelbe Henne war die fleißigste. Albrecht war hinter dem Hause, als ein Habicht herabstieß und die Goldgelbe erfaßte; kühn stürzte sich Albrecht auf den Habicht los, rang mit ihm und entwand ihm seinen Raub; aber der schlimme Vogel hatte nach ihm gehackt und ihm auf der linken Stirne eine Wunde beigebracht und ihm die Braue

zerriſſen. „Es thut nichts! Es thut nichts, Mutter!“ tröſtete er, als ſie ihm die Wunde abwuſch. Als Jakob bei der Heimkehr das Ereigniß erfuhr, ſagte er: „Mutter! Jetzt hab nur keinen Aberglauben, als ob das was zu bedeuten hätte.“

Sie lächelte, denn ſie wußte, er ſuchte ſich damit nur ſeinen eigenen Aberglauben auszureden. Sie erſchrak aber über Emil und jagte ihn aus der Stube, da er geſagt hatte: „Wenn der Albrecht einmal was thut, hat man ein Kennzeichen in ſeinem Steckbrief.“

Woher hat nur Emil ſolche Gedanken?

Emil aber war bös auf den jüngeren Bruder, weil er ihn verrathen hatte. Einem Reiſenden war das roth eingebundene Bädeker'ſche Reiſebuch entfallen. Emil hatte es verſteckt und las heimlich darin; der jüngere Bruder aber verrieth den Fund, und Emil mußte nach ſtrenger Zurechtweiſung des Vaters das Buch dem Bahnmeiſter bringen.

Er wurde indeß bald dem Elternhauſe entfremdet, denn auf Zureden des Pfarrers und Dorflehrers ging er täglich zum Unterrichte nach der Erziehungsanſtalt, die eine Stunde entfernt am jenſeitigen Bergesabhang in einem alten Kloſter eingerichtet war. Der höhere Unterricht erweckte in ihm ſchon früh einen gewiſſen Hochmuth. Er hielt es aber kaum der Mühe werth, daheim ſein beſſeres Wiſſen kund zu geben, und bei der Feldarbeit zu helfen war er zu ſtolz. Man hatte keinen Pflug, und die Aecker wurden mit dem Spaten bearbeitet. Man hatte keine leichteren für die Kinder und es war ein Stolz, ſchon früh den Spaten hand-

haben zu können. Es war zum Verwundern, daß Albrecht schon im achten Jahre helfen konnte wie ein Mann.

Auch in den Ruhestunden brachte er dem Vater viel Erquickliches, und ein Tag ist unvergessen.

„Vater! Ich hab' die Raben gern," sagte Albrecht eines Tages.

„So? Was ist denn da dran gern zu haben?"

„Sie sind dem Habicht, dem Hühnerdieb, auffässig. Sieh doch, sieh doch! Wie jetzt einer ihn rauft. Ich hab' schon oft zugesehen, wie sie's machen."

Jakob schaute auf und sah wie ein Rabe hoch in den Lüften einen Habicht verfolgte, und Albrecht fuhr fort:

„Jetzt guck, der Rab' fliegt oben her und hackt: Habicht! Fang' mich wenn du kannst. Jetzt taucht er unter, ein paar Schuh unter den Habicht, der kann mit seinen Flügeln ihm nicht gleich nach. — Jetzt kommt er wieder und hackt, er vertreibt ihn. Der Habicht ist freilich stärker, aber in den Lüften hilft ihm das nichts; er hat einen krummen Schnabel und muß ausholen zum Hacken, der Rab' hat einen geraden, der kann immer stechen. Schau, der Rab' hat gewonnen, der Habicht muß hinüber ins Thal und jetzt fliegen sie auseinander. Gut Nacht Rab'!"

„Du bist grad wie dein' Mutter, die hat auch gern ein Aug' auf Alles was fliegt," sagte Jakob, er hatte ein Gefühl, daß diese scharfe Beobachtung dem Knaben einmal im Leben nützlich sein könne.

Fünftes Kapitel.

„Es ist ein Glück, daß man Einem nicht ansieht, was man Alles schon erlebt hat," sagte oftmals die lustige, aber auch listige Nachbarin thalab von 373 und sie that, als ob sie die Vergangenheit von Jakob und Magdalena kenne und nur bescheiden darüber schweige.

„Dem Herrn sei Dank und Preis, daß er gnädig ansieht, was in unserm innersten Herzen vorgeht," sagte die gottselige Nachbarin thalauf von 375.

Magdalena hatte Angst vor Beiden, nicht eigentlich für sich, sondern für Jakob, weil sie besorgte, er möchte sich von den listigen Reden der einen und den salbungsvollen der andern verleiten lassen, von seiner Vergangenheit zu erzählen. Sie warnte ihn und er mußte ihr heilig versprechen, sich mit keinem Laut zu verrathen. Er versprach's und hielt's. Schweigen war ihm leicht, noch von der Einzelhaft her. Magdalena aber sprach gern und mit Nachdruck; sie war nicht falsch, aber sie konnte doch den Menschen zu Gefallen reden und das Gute, das sie zu sagen hatte, schön aufputzen.

Magdalena hatte aber auch noch eine geschickte Kriegsregel angewendet, denn sie heftete den beiden

Nachbarinnen heimlich Unnamen an, die von unten hieß Eſſig und die von oben Oel.

Es ſteht kein Haus ſo einſam, es hat ſeine nähere oder entferntere Nachbarſchaft. Und nun gar die Bahnwärterhäuschen, die ſtehen wie ein gekoppelter Zug, nur feſtgerammt; ſie haben äußerlich etwas Uniformes, aber in jeder Uniform ſteckt doch auch ein beſonderer Menſch.

Numero 374, das Haus Jakobs und Magdalena's ſteht zahlenmäßig zwiſchen 373 unten und 375 oben. Die Männer begegnen einander täglich mehrmals beim Begehen des Bahndammes, wie Pflicht und Schuldigkeit verlangt; die Frauen aber ſind meiſtens zu Haus, haben einander in der Entfernung aber doch im Auge. Frau 373 kann ſogar von ihrem nördlichen Giebelfenſter aus bis hieher ſehen und ſie thut das bisweilen; Frau 375 haust aber da, wo die Curve endet, jenſeits der Biegung um den Berg, ſie könnte nicht hieher ſehen, ſie hätte aber auch keine Luſt dazu, denn ſie hat Tag und Nacht mit ihrem Innern zu thun.

Frau 373 heißt mit ihrem ehrlichen Namen Frau Süß, und da war leicht Eſſig draus zu machen. Ihr Mann war vordem Unteroffizier geweſen und ſie Kammermädchen bei der Frau Oberſt. Frau Süß war eigentlich keine böſe Frau, denn kann man das bös nennen, wenn eine Frau weiß und alle Welt wiſſen läßt, daß ſie die ſchönſte und geſchickteſte und allein Anſehen verdient, und alle anderen Frauen ſind häßlich, tölpiſch und kaum eines Blickes werth?

Frau 375 heißt mit ihrem ehrlichen Namen Maier, aber da man einmal Essig hatte, war nicht schwer Oel dazu zu finden, und diese Frau hat auch was Oeliges. Sie ist die Tochter des Kanzleidieners im Consistorium und befleißigt sich einer salbungsvollen Frömmigkeit, der sogar der glaubensvolle Pfarrer des Dorfes nicht genügt, hat aber leider selten Zeit, sich bei den Betstündlern des Städtchens einzufinden. Ihr Mann war als Schaffner bei der Entgleisung eines Zuges verunglückt und hinkt seitdem; er hatte sich früher nicht viel mit der Religion zu schaffen gemacht, aber jetzt ist er mit seiner Frau einverstanden, nur fehlt ihm ihr Bekehrungseifer, er liest gern die Missionsblätter und giebt alljährlich einen Beitrag zur Bekehrung der Wilden und Heiden.

Frau Essig hatte sehr viel Scharfblick für alle Menschen, nur eine Person war ausgenommen, und das war sie selbst. Frau Oel dagegen hatte in Lob und Tadel für Andere etwas Kindliches, sie gestand gern, sie kenne die Menschen nicht, aber einen kenne sie genau und mit dem sei sie sehr unzufrieden, und das war sie selbst.

Magdalena war auf die beiden Nachbarinnen erbost, denn sie hatten das Aergste gethan, sie hatten Magdalena verleitet, dumm zu sein und obendrein noch zu lügen.

Wenn nach dem Apfelbiß Mutter Eva noch einmal der Schlange begegnet wäre, wer weiß, was sie ihr gesagt und angethan hätte, der Verlockerin, der falschen Freundin, die an Allem schuld ist.

Als Magdalena nämlich die ersten Nachbarbesuche

machte, konnte sie sich nicht enthalten, mit Frau Essig über die Freuden der Hauptstadt zu sprechen. — Militär und Civil waren schon damals nicht so geschieden, daß nicht wenigstens die Dienstboten beider Sphären mancherlei Beziehungen zu einander hatten. Es stellte sich heraus, daß Magdalena und Frau Essig mehrmals auf demselben Boden getanzt hatten. Als nun Magdalena gefragt wurde, warum sie denn ihren Platz und die Hauptstadt verlassen habe, wurde sie flammroth und wußte kein Wort zu erwidern. Frau Essig lächelte einverständlich und flüsterte, daß die Justizräthin gewiß eifersüchtig gewesen sei, und Magdalena, was that sie? Sie schwieg dazu und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Auf dem Heimwege machte sie sich die bittersten Vorwürfe, daß sie den edlen Mann und die gute Frau so falsch vor den Augen Fremder erscheinen ließ. Sie beruhigte sich endlich damit, daß es den herrlichen Menschen freilich gleichgültig sein könne, was so eine Frau da draußen von ihnen denkt und nun gar so eine schlechte; denn schlecht ist sie, sie hat das beste Herz verführt, zu einer Verleumdung still zu sein.

Magdalena haßte die Frau Essig und sie haßte sie immer mehr, weil sie sich vor ihr fürchtete und schön gegen sie thun und sich gut Freund stellen mußte.

Die schlimme Erfahrung wollte sie zur Lehre nehmen, um bei Frau Oel wenigstens gescheiter zu sein. Sie wurde hier mit liebreichen Segenswünschen empfangen, die Beziehung zum Hause des Justizraths Heister war hier schon bekannt, aber offenbar noch nichts von

dem traurigen Ereigniſſe. Frau Oel lobte Heiſter und deſſen Frau, ſo weit eben Menſchen Lob verdienen, die das einzige Heil nicht kennen wollen. Wäre das anders, ſo hätten ſie auch nicht ſolches erleben müſſen, wie damals an dem Dienſtmädchen. Die Amtswohnung des Vaters Kanzleidiener war gerade gegenüber vom Hauſe des Juſtizraths Heiſter, und Frau Oel erzählte, wie entſetzlich es geweſen ſei, als eines Tages das Dienſtmädchen von drüben in Begleitung eines Polizeidieners über die Straße geführt wurde, denn es hatte geſtohlen. Frau Oel ſetzte hinzu, ſie habe für die arme Verlorene gebetet, und ſie hoffe, das Gebet ſei von Gott erhört worden.

Sie erzählte das Alles mit großer Ruhe und nicht ohne Selbſtzufriedenheit. Magdalena hatte Kraft genug, ihre Mienen zu beherrſchen und unbewegt dreinzuſchauen. Sie blieb länger als ſie beabſichtigt hatte, um noch recht unbefangen von allerlei Anderem zu reden und ſich Unterweiſungen geben zu laſſen über den hierländiſchen Brauch.

Es war zu verwundern, daß die erſten Anläufe, die ſo gefahrdrohend waren, nicht weiter führten. Wie ſollte es werden, wenn die Beiden in der Hauptſtadt nachforſchten?

Es geſchah wol nicht, denn Magdalena wurde oben und unten mit allen Ehren empfangen, ſo oft ſie zu Beſuch kam, was aber ſo ſelten als möglich geſchah. Sie hatte Selbſtbeherrſchung genug, Jakob nichts von den Aengſten zu erzählen, die ſie ausgeſtanden hatte; er war ohnedies ſchon ſelbſtquäleriſch genug.

In den ersten Jahren kämpften Essig und Oel um die Herrschaft über Magdalena. Frau Essig hatte mehr Zeit, sich um Andere zu kümmern, denn sie hatte nur ein einziges Kind; Frau Oel hatte daheim genug zu thun, nicht nur mit sich und ihren religiösen Anliegen, sie hatte auch ein halb Dutzend Kinder.

Frau Essig hatte bei Albrecht, dem zweiten Sohne, Gevatter gestanden; Frau Oel war Gevatterin der ältesten Tochter, die auch Magdalena hieß, aber nur Lena gerufen wurde.

Es gelang keiner der beiden Nachbarinnen die Herrschaft über Magdalena zu gewinnen, oder gar sie zur Darlegung ihres Lebens zu bringen. Frau Essig versuchte es mit Selbstbekenntnissen, sie klagte, daß sie ein Leben, wie sie es jetzt führen müsse, nicht gehofft und nicht verdient habe, und ihr Mann lache sie dazu noch aus, wenn sie klage und ihn ermahne, eine höhere Stelle zu erringen.

Magdalena erwiderte leichthin, Eheleute müßten eben Geduld mit einander haben.

Frau Süß schien das nicht zu hören, denn sie sagte: „Ja, hätte mich mein Vater zum Theater gehen lassen, ich führe jetzt im Eisenbahnwagen erster Klasse da vorüber und hätte meine Kammerjungfer bei mir.“

Für Frau Süß waren die Vorüberfahrenden Gegenstand des Neides, und sie sagte, sie meine es im Spaß, es war aber Ernst — sie wünschte, daß wenigstens im Winter einmal ein Unglück geschehe oder doch ein Zug stecken bleibe, dann pflegte sie die Verwundeten und käme aus dem Elend hier heraus.

„Haben Sie nicht auch schon solches gedacht?“ fragte sie:

„Nein, für mich sind die Züge eine richtig gehende Uhr.“

Diese einfältige Zufriedenheit verdroß Frau Süß und sie wollte Magdalena wenigstens neidisch machen.

„Haben Sie sich nicht schon gewundert, daß ich Unsere Eisenbahn sage?“

„Ich sag' ja auch so.“

„Ja, aber ich hab' noch ein besonderes Recht, so zu sagen.“

Sie zeigte nun ihren geheimen Schatz, sie hatte ein Prämienantheil der Eisenbahn und sie klagte nur, wie sie sich jetzt schon über ihren Mann ärgere für den Fall, daß sie das große Loos gewinne; mit ihrem Manne sei nichts anzufangen, der bleibe ein stockiger Feldwebel, der seinen schlechten Taback raucht und weiter nichts von der Welt will und weiß.

Auch hierauf dankte Magdalena nicht mit Klagen über ihren Mann.

Frau Oel sagte, es sei noch gut, wenn ein Mann einen äußeren Fehler habe, den man sehe, aber man müsse auch mit innern unfaßbaren Geduld haben. Magdalena ließ sich auch damit nicht ködern. Sie lachte innerlich die Beiden aus, diese aber hofften doch noch eine Herrschaft, die Eine wartete geduldig, die Andere wartete ungeduldig bis einmal etwas käme, das die Entscheidung bringt.

Sie schien endlich sich einzustellen, denn Justizrath Heister und seine Frau kamen zu Besuch.

Sechstes Kapitel.

Die Verbindung zwischen dem eine halbe Tagreise entfernten Bahnhäuschen und dem Hause des Justizraths Heister war in ununterbrochener Stetigkeit verblieben.

Bei all ihrer Emsigkeit für Haus und Kinder empfand es Magdalena noch als besonderes Glück, für höhere geliebte Menschen draußen etwas thun und bereiten zu können.

Den ersten Honig ihrer Bienen, die ersten Früchte von den selbstgepflanzten Bäumen und die frischen Morcheln, welche die Kinder im Wald gesammelt hatten, schickte sie an Frau Heister. Diese Beziehung zu dem Hause Heisters war für die Kinder noch ein besonderes Glück, nicht nur, weil Frau Heister in klugem Bedacht allerlei Nützliches und Erfreuliches für sie schickte; die Kinder, die so verwandtenlos aufwuchsen, hatten höhere edle Menschen zu verehren, und das gab ihnen in der Einsamkeit da draußen einen beglückenden Zusammenhang mit der Welt. In der Dachkammer, wo sie schliefen, und in den Wäldern, wo sie Beeren und Pilze sammelten, überboten sie einander in Phantasien über die Größe und Herrlichkeit der Gönner, ja diese

wären ihnen zu Märchengestalten geworden, wenn nicht ein Kind um das andere die Mutter hätte alljährlich nach der Stadt begleiten dürfen.

Frau Heister war seit Jahren an das Krankenlager gebannt, sie hatte immer den Vorsatz, eines der Mädchen an Kindesstatt anzunehmen; das sollte aber erst dann ausgeführt werden, wenn sie sich wieder frei bewegen konnte, denn sie wollte das Kind in Heiterkeit leiten und ihm nicht das Bild fortdauernder Krankheit geben.

Von der feinen blassen Frau mit den langen schmalen Händen, die eine weiße Haube mit blauen Knüpfbändern trug und in der dämmrigen teppichbelegten Stube lag, erzählten die Kinder einander mit Andacht und Schauer.

Frau Heister war jetzt endlich so weit hergestellt, daß sie wieder gehen konnte, und sie wurde im Bahnhäuschen Numero 374 erwartet; schon Tage vorher, bevor sie kam, trat Jegliches leise auf und sprach mit gedämpfter Stimme.

Magdalena wollte den Ankommenden entgegen gehen, sie gab aber Jakob recht, daß es sich besser für ihn passe, zumal da er einen Läufer, einen sogenannten Lowrie, bestellt habe, um auf der für zwei Stunden freien Bahn die Ankömmlinge bis vor das Haus zu rudern.

Magdalena hatte im Hause nirgends besonders besser zu säubern und zu ordnen, nur die Blumen begoß sie seit Tagen im Morgen- und im Abendthau, damit sie recht blühen, wenn die Freunde kommen.

Der Läuferwagen mit einem festgebundenen gepolsterten Stuhl stand nicht weit vom Bahnhaus 373, Jakob und Emil gingen landein den Ankömmlingen entgegen. Die Frau saß am Wegrain auf einem rothen Shawl. Emil küßte ihr die Hände, Heister wehrte ab, da er auch ihm die Hand küssen wollte.

Auf Emil gestützt ging die Frau weiter, Heister und Jakob hinter ihnen.

Nicht weit vom Hause der Frau Essig sagte Jakob:

„Herr Justizrath, ich hab eine Bitt! Ich möchte was fragen.“

„Nur zu. Was hast du?“

„Sind die Akten über mich noch vorhanden und könnte man die nicht endlich herausverlangen, daß man sie aus der Welt schafft?“

„Also damit plagst du dich noch? Du bist ein wunderlicher Mensch! Andere werden immer verstockter, weil sie einmal auf einen Abweg gekommen waren, und du wirst immer weichmüthiger und verzagter.“

„O Herr! Sie hat bei Ihnen studirt. Just dieselben Worte hat sie mir gesagt. Nehmen Sie's nicht für ungut. Sie hat einen Advokatenkopf.“

„Ich wiederhole dir: kümmere dich nicht mehr um das Vergangene, du hast deine Ehrenrechte wieder, dich gehen keine Akten mehr was an.“

„Akten! Er hat Akten,“ sagte Frau Essig, die an ihrem Dachfensterchen lauerte, still vor sich hin. „Jetzt hab ich's, das muß ich herauskriegen,“ triumphirte sie.

Frau Heister war zaghaft, sich auf den Läufer zu setzen, aber als Jakob sagte: „Lieber möcht ich mich

ſtückweiſe zerreißen laſſen, als Sie einer Gefahr aus-ſetzen," ließ ſie ſich hinaufheben und luſtig fuhren ſie, von Jakob gerudert, die freie Bahn dahin.

Magdalena kam und half beim Abſteigen, ſie hätte, wenn es ihr erlaubt worden wäre, Frau Heiſter gerne getragen, und ſie hätte es gekonnt, denn ſie war ſtark und die feine Frau ſchwach und abgemagert.

Siebentes Kapitel.

Frau Heister war erschöpft, aber sie konnte sich doch nicht enthalten, die Nettigkeit des Hauses zu loben, und Magdalena, der das doch so wohl that, bat die Frau Räthin, sich doch nicht mit Sprechen anzustrengen, und um das zu bewirken, verließ sie schnell die Stube und kam wieder mit einem Glase kuhwarmer Milch.

Die Frau trank und sagte: „Seit Wochen hat mir nichts so gemundet. Emil!“ wandte sie sich zu ihrem Mann, „Ich meine, ich würde hier bei Magdalena noch schneller wieder gesund als in Aegypten.“

„So? Nach Aegyptenland wollen Sie? Zum König Pharao? Ja, seine sieben fetten Kühe geben keine bessere Milch als meine einzige.“

Frau Heister lachte, aber leider mußte sie dadurch husten und sich ein feines Taschentuch vor den Mund halten.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie lachen gemacht habe,“ bat Magdalena; Frau Heister beruhigte sie, aber mit einem so mühseligen Tone, daß Magdalena nur schwer die Thränen zurückhielt.

Jakob mußte die Gastfreunde verlassen, denn der Pariser Eilzug kam. Magdalena wendete sich an ihren

Sohn Emil mit der Frage: „Du, Schulmeiſter! Du guckſt immer in deine Landkarten. Kannſt du jetzt da vor dem Herrn Juſtizrath erklären, wie man nach Aegyptenland kommt und wo das liegt?“

Emil war glücklich, das ganz genau zeigen zu können. Heiſter ſprach ſeine Zufriedenheit über die Kenntniſſe ſeines Pathen aus und fragte ihn, welchen Beruf er wählen wolle. Auf die Antwort, daß er Schulmeiſter werden wolle, beſtimmte Heiſter ſofort einen Beitrag zum Eintritt in das Seminar.

„Wo haſt du denn deine älteſte Tochter Lena?“ fragte Frau Heiſter.

„Die dient ſchon ſeit zwei Jahren bei unſerm Herrn Pfarrer, ſie geht dabei noch in die Schul; aber ſie iſt gar nützlich und unterhaltſam, die Pfarrerin kann nicht genug erzählen, wie gute Späße ſie den Kindern vormacht, und ſingen kann ſie, ſie hat die Muſikkunſt von meinem Mann. Für die Lena iſt ausgeſorgt, ſie hat auch ſchon ſieben Gulden auf der Sparkaſſe und lernt gute Manieren.“

Frau Heiſter bat, daß man Lena auch herrufen laſſe, denn ſie hatte für alle Kinder Kleider mitgebracht und wollte ſie darin ſehen. Emil war ſchnell zum Botengang bereit, aber ehe er die Stube verließ, drang noch etwas in ſeine Seele, an dem er lebenslang zu tragen hatte.

Jakob war zurückgekommen und hatte von ſeinem Roſenſtocke am Ueberweg einen Strauß mitgebracht, den er Frau Heiſter ſchnell darreichte, denn er mußte wieder auf ſeinen Poſten.

An den Blumen riechend, sagte Frau Heister zu Magdalena:

„Du hast einen braven Mann, und das beruhigt mich. Ja, liebe Magdalena, in meiner stillen Krankenstube habe ich mir's oft gesagt, es ist gewiß recht gut, daß du so einen Mann und brave Kinder hast, aber wir haben doch auch noch etwas zu bereuen und dich um Verzeihung zu bitten."

„Mich?"

„Ja, wir hätten schon in der schweren Zeit dich benachrichtigen sollen, daß wir dich nachher wieder nehmen, und dann hätten wir dich gleich wie du frei geworden bist, wieder ins Haus nehmen müssen, so eine treue Seele wie du —"

Heister winkte abwehrend, aber seine Frau schien es nicht zu bemerken, sie konnte es nicht lassen, nach Art der Frauen ein Geschehenes aufs Neue in andere Möglichkeiten zu versetzen.

Magdalena sah wirren Blickes um, und als sie Emil bemerkte, der wie versteinert dastand, sagte sie heftig: „Was steht du noch da? Mach, lauf, hurtig, hol deine Schwester."

Der Knabe ging davon. Magdalena hatte eine Ahnung davon, was er mit sich fort in der Seele trägt; sie tröstete sich indeß: er hat gewiß nicht ordentlich gehört. Sonst war sie immer ärgerlich, wenn er nicht auf Alles aufpaßte.

Magdalena mußte sich zusammen nehmen, damit die gute Frau nicht merke, welchen Fehlgriff sie gemacht durch die unbesonnenen Worte im Angesichte des Kindes.

Magdalena eilte vor das Haus, sie wollte schnell erfahren, ob Emil gehört habe, und ihm das Verwirrende gleich aus der Seele nehmen. Emil war aber bereits jenseits der Bahn, und jetzt ging er hinab in den Feldweg am Fuße des Bahndamms.

Frau Heister kam zu Magdalena vor das Haus und sich umsehend sagte sie:

„Ich habe gar nicht gewußt, daß man von hier aus die Vogesen sehen kann.“

„Ja,“ entgegnete Magdalena, „und das ist jeden Abend eine Pracht, wie da über den Vogesenbergen die Sonne untergeht. Ich habe noch jedesmal meine Freude dran.“

Frau Heister, die ihren Mißgriff alsbald fühlte, beruhigte sich, daß die ungeschickte Anrufung wol unbeachtet geblieben.

Achtes Kapitel.

So weit der Dampf der Locomotive ſtreicht, gedeiht keine Raupe und kein Aberglaube.

Das war einer von den Sätzen, die Jakob in ſeiner ſtillen Weisheit aufgeſtellt hatte. Um ſeine Wahrheit zu beweiſen, muß man aber ſorgen, daß ſich da nicht doch ein Unvorgeſehenes einniſtet; darum muß man heut an einem ſolchen Glückstag beſonders acht geben, damit Alles in Ordnung ſei.

Auf der Strecke Jakobs iſt noch kein Unglück geſchehen. Sechzehn Züge ſauſen täglich an ihm vorüber; ſiebentauſend Fuß ſind täglich ſiebenmal zu begehen, und deß zum Zeichen mit dem Nachbar die numerirte Tafel zu wechſeln, daneben nicht zu vergeſſen, daß kein Gras einwachſe, wodurch die Schwellen anfaulen, die Bolzen anziehen und auf Alles Acht haben. Und der Gang iſt nicht leicht, denn die Schwellen ſind nicht gleichmäßig gelegt, daß man von einer auf die andere ſchreiten könnte; man muß immer den Schritt ändern, weshalb man ſo viel Schuhwerk verbraucht.

Heute ging Jakob dahin als ob er Flügel an den Füßen hätte; es war ihm ſo leicht und frei.

„Du," ſagte er zu Süß, dem Kameraden thalab, „von heute an halte ich eine Zeitung mit Euch, ich zahle mein Theil, aber eine freiſinnige muß es ſein."

„Iſt recht. Hab's ja ſchon lang gewollt. Hat dein Beſuch dir das anempfohlen? Du haſt doch bisher von den Welthändeln nichts wiſſen wollen?"

Jakob fand es nicht nöthig, Antwort zu geben, er ſchmunzelte nur glückſelig; wenn der Nachbar mehr Verſtand gehabt hätte, ſo hätte er ſehen können, daß die wieder erlangten Ehrenrechte aus dem Antlitze Jakobs leuchteten.

Ein Gefolge, das Niemand ſehen konnte, geleitete heute Jakob, und er grüßte wie dankend in die Welt hinein; die Lerche hoch oben und die Vögel im Buſch und Baum ſangen von den wieder gekommenen Ehrenrechten und Jakob pfiff leiſe mit.

Ehrenrechte! Man weiß eine Sache oft erſt recht zu ſchätzen, wenn man ſie verloren und wieder erlangt hat.

Jakob ſah ſich bereits in der Amtsſtadt in dem großen Rathhausſaal bei der Wahl eines Abgeordneten: „Jakob Ketterer!" wird gerufen. „Hier!" Jakob tritt auf die Erhöhung und der Wahlcommiſſär fragt: „Wen wählen Sie?"

„Herrn Juſtizrath Heiſter," ruft Jakob mit feſter Stimme laut vor ſich hin.

„Du rufſt mich?" ſagte jetzt in Wirklichkeit der Mann.

Jakob erſchrak und erwachte wie aus einem Traume; er hatte ja nur ſo vor ſich hin geſprochen, aber Heiſter fuhr fort:

„Meine Frau schläft und nun will ich mit dir gehen.“

Jakob erzählte frohlockend, daß er sich eine Zeitung bestellt habe, er dürfe ja jetzt auch seine Stimme geben zu Allem.

„Ich habe nichts mehr von der Welt wissen wollen,“ sagte er, „aber Herr Rath, mein Nachbar hat mir erzählt, daß die Prügelstrafe abgeschafft ist. O lieber Gott! Wenn das früher gewesen wäre. Aber ich spüre nichts mehr davon, und ich will von Allem nichts mehr spüren,“ schloß er.

Um ihn von diesem Gedanken abzubringen, ließ sich Heister alle Obliegenheiten Jakobs darlegen, und als dieser die Signale der verschiedenfarbigen Gläser an der Laterne erklärt hatte, sagte er:

„Wissen Sie, was meine Frau gesagt hat? Sie macht aus Allem was Besonderes. Sie hat gesagt: Das ist mit dem Lebenslicht auch so, es ist das gleiche, aber man sieht es manchmal grün, manchmal roth und manchmal wie es wirklich ist.“

„Ja, du hast eine kluge und brave Frau und brave Kinder, und ich finde es ganz schön, daß mein Pathe Emil Schullehrer werden will.“

„O Alles, Alles ist recht. Ich bin wie neu auf die Welt gekommen, und Sie sollen sehen, ich bin fest und nicht mehr verzagt.“

Von diesem Tage an leuchtete das Auge Jakobs in einem besonders hellen Glanze, und von diesem Tage an verdüsterte sich das Auge seines Erstgebornen.

Neuntes Kapitel.

Emil ging dahin und wischte sich mit der Hand über das Gesicht; es war ihm, als hätten sich unablösbare Spinnweben drauf gelegt.

„Die Mutter! Die Mutter! Meine Mutter!“ sagte er oft vor sich hin, und in diesen Ausruf preßte sich der ganze Jammer der Kindesseele.

Die Mutter war also noch wo anders gewesen, als bei Heister! Wo denn? Warum hat sie nie davon gesprochen? Und was ist das mit der schweren Zeit und mit dem Freiwerden?

„Nein, ich lasse meine Mutter nicht verunehren,“ rief der Knabe laut, wie zu feindlichen, unsichtbaren Mächten, die ihm die Mutter kränken und entwürdigen wollten. Er nahm sich vor, die Justizräthin oder besser, die Mutter zu fragen; er verwarf das wieder, und zum erstenmal war ein Kampf in der jungen Seele, die bisher so friedsam erwachsen war.

Zum erstenmal im Leben nahm sich der auf der Schwelle des Jünglingsalters stehende Knabe vor, über etwas zu schweigen, das er weiß und noch bestimmter wissen möchte. Das kann einen festen Charakter bilden, es kann aber auch zu Verstocktheit und Tücke führen.

Als wäre er bereits Stunden weit gewandert, ſo ermüdet war der Knabe, und er legte ſich am Bahndamm unter die Akazienhecken.

Tief drunten im Dunkel der Erde gräbt ein Wurm ſich unhörbar heran zur Wurzel des Baumes, nagt und ſaugt, und wenn der Stamm nicht bereits ſtark genug, ſo muß er verkümmern.

In der Seele des Kindes wühlte ein Unnennbares, und plötzlich ging es mit Schrecken auf: nie haben Vater und Mutter von ihren Eltern geſprochen, ſie haben nicht Brüder, nicht Schweſtern. Das iſt's! Das iſt's! Gewiß haben ſie Schweres erlebt und wollen nicht dran rühren.

Der Knabe weinte um die Eltern und um ſich ſelber, er gelobte ſich aber, um ſo beſſer zu werden, damit die Eltern Freude an ihm erleben.

Da hörte er Stimmen droben an der Bahn.

„Mich geht's nicht an und dich auch nicht," ſagte Nachbar Süß.

„Aber unterducken müſſen ſie, unterthänig ſein," rief die Frau heftig. „Er hat Akten! Akten hat er! Ich hab's gehört. Bei unſerm Haus hat der Ketterer zum Juſtizrath geſagt, ob man ſeine Akten nicht vernichten könne. Da liegt was. Das mußt du heraus kriegen."

„Fällt mir nicht ein. Sie ſind Beide Ehrenleute, mag geweſen ſein, was will."

„Ich hab's," rief die Frau, „ich hab's. Wie kommt der Mann dazu, die Gärtnerei ſo zu verſtehen? Es heißt ja immer, er ſei bei der Poſt angeſtellt geweſen.

Ja, so ist's, die Gärtnerei hat er im Zuchthaus gelernt."

„Schweig still! Ein Ehrenmann ist er, und weiter will ich nichts wissen."

Die Redenden gingen vorüber; der horchende Knabe wäre gern aufgesprungen, um den Mann zu umarmen und die Frau zu erwürgen.

Also vom Vater ist was! dachte er, Ehrenmann! rief er bitter lächelnd, indem er sich aufrichtete.

Ein heißer Luftstrom zog plötzlich dahin. Von fern aus der öden Wüste kommt er dahergezogen, wer weiß, was er auch hier versengt.

Der Knabe eilte nach dem Dorfe, um die Schwester zu holen.

Er legte die Hand auf die Lippen und dachte in sich hinein: Nie soll ein Wort über euch kommen von Allem, was ich gehört habe.

Als Emil mit der Schwester heimkam, mußte ihn Magdalena doch fragen, ob ihm was fehle, er sehe so blaß aus. Emil beruhigte die Mutter und that lustig.

Zunächst war also bestimmt, daß der Knabe in das Seminar eintrete; er war jetzt doppelt gern dazu bereit.

Am Abend, als die Gastfreunde wieder abgereist waren, saß Jakob mit seiner Frau wohlgemuth vor dem Hause und rauchte seine Abendpfeife in die Welt hinaus, wo drüben über dem Rhein die Sonne in vollem Purpurglanze hinab ging. Er sprach kein Wort und war doch so fröhlich im Nachgefühl des heute Erlebten. Denn guten Freunden das Heimwesen zeigen,

das ist doch wie wenn man selber wieder neu daher käme, und alles Gewohnte bekommt ein neues Ansehen.

Auch Magdalena schwieg, denn über alles Freudige hinüber fühlte sie sich beklommen wegen Emils und sie wollte Jakob nichts davon sagen.

Als es Nacht geworden, und der Vater zum Güterzug gegangen war, rief Magdalena noch ihren Sohn Emil und sagte, er solle sich zu ihr setzen. Sie wollte erforschen, ob nicht ein Funke in seine Seele gefallen wäre, der noch fortbrenne. Emil war lange still, und gegen seine Gewohnheit kramte er nun sein Wissen aus; er kannte viele Sternbilder und erklärte dieselben der Mutter.

Endlich, sich an sie schmiegend und sein Gesicht an ihrer Brust verhüllend, sagte er:

„Mutter, ich will im Seminar recht lernen; aber Mutter, ich bitt dich, laß mich fragen: Bist du denn nicht immer bei Heisters gewesen? Und was ist denn das mit dem Freiwerden?“

„Ist recht, daß du nichts vor mir verhehlst,“ sagte Magdalena, sich gewaltsam fassend. Sie erzählte, daß ihr Vater verunglückt sei und während dessen habe sie um seinetwillen das Haus Heisters verlassen müssen.

Sie sprach zum erstenmal von ihrem verstorbenen Vater und bat Emil, nicht weiter darnach zu forschen und zu fragen.

Der Tag war so schön gewesen und Mutter und Sohn hatten doch zuletzt noch schweres Leid zu verwinden und, was vielleicht noch schlimmer ist, Anderes

zu verſchweigen. Emil hatte nicht gefragt, was das mit den Akten des Vaters ſei, und Magdalena hatte ihrem Sohne die volle Wahrheit vorenthalten. Da klopften zwei Herzen ſo nahe und ſo bang und vermochten es nicht, einander zu befreien und das Unheil abzuwenden.

Zehntes Kapitel.

„Das Ausfliegen fängt an; wirst sehen, wie bald wir Alten allein im Nest sind," klagte Magdalena am Morgen, nachdem Emil das Elternhaus verlassen hatte.

Jakob schwieg, er hat genug an dem, was heute ist, und Magdalena hat manchmal eine gewisse Lust daran, bei gegenwärtigem Leid sich kommendes auszudenken, und es ist beinahe als tröste sie sich damit.

Er rüstete sich, um auf den Posten zu gehen; Magdalena, die jetzt voller Unruhe war, geleitete ihn bis an den Hopfengarten und sprach davon, daß Emil gestern gar bleich ausgesehen habe, was er wol jetzt treibe, und wie die Justizräthin ins Aegyptenland reise.

„Ich kann nicht wie du," sagte er endlich, „dem da und denen dort in Gedanken nachlaufen. Laß sie doch, sie können allein laufen. Hei! Da pfeift's schon."

Er rannte auf seinen Posten und schloß noch schnell den Weg-Uebergang; es war höchste Zeit, denn ein vierspänniger Bauernwagen mit bändergeschmückten Pferden und hochgethürmtem Hausrath kam heran. Der junge Eichhof-Bauer hielt den Einzug nach der Hochzeit.

Der Eichhof-Bauer war eigentlich der nächste Nachbar, denn von dort oben, wo ganz einsam das wohl-

gebaute Haus mit den Scheunen steht, bis über die Eisenbahn weg zum Thalbach, gehört alles Ackerland zum Eichhof. Jakob und der Eichhof-Bauer waren einander nicht freundlich gesinnt. Da war ein Acker dem Bahnwärter so geschickt gelegen, aber der Bauer gab ihn nicht her, weder in Pacht noch in Kauf; arme Leute sollen eben nicht zu einem Stück Feld kommen. Zudem hat Jakob den jungen Bauernprinz einmal in Strafe bringen müssen, weil er bei schon geschlossener Barriere hinüberreiten wollen und den Schlagbaum geöffnet hatte.

Jakob konnte noch rufen, daß man absteigen und die Pferde am Zügel nehmen solle, und es war nöthig, denn die Pferde waren nicht an das Rasseln der Bahnwagen gewohnt und bäumten sich hoch auf.

Als der Zug vorüber war, öffnete Jakob den Querbalken, streichelte die Rosse, führte das vorderste am Zaum und half den schwer geladenen Wagen glücklich über die Schienen bringen. Er brach sogar die über Nacht aufgeblühten Rosen von seinen Bäumchen ab und überreichte sie der aus der Fremde gekommenen jungen Frau, die mit ihrem Manne, dem Eichhof-Bauer, abgestiegen war.

Dieser grüßte Jakob leichthin, wie sich's für einen Großbauern ziemt, griff in die Tasche, wo Geld rasselte, und wollte Jakob ein groß Stück als Trinkgeld geben, aber Jakob hielt beide Arme auf dem Rücken, und so wendete sich der junge Bauer an das blondköpfige, kaum zehnjährige zweitjüngste Kind Jakobs, das von dem Aufzuge angelockt, rasch herbeigekommen war. Das

Mädchen ſchaute mit den großen blauen Augen nach dem Vater und dieſer ſagte:

„Du nimmſt nichts! Sag' Dank.“

Mit heller Stimme rief das Kind:

„Dank' ſchön. Wir nehmen nichts geſchenkt. Wir ſind keine Bettelleut.“

Der Wagen fuhr davon, und Jakob rief noch nach:

„Nichts für ungut! Wir wollen gute Nachbarn ſein.“ Dann wendete er ſich zu dem Kinde, ſtreichelte ihm die Wange und fragte: „Wer hat dir das geſagt, was du dem Bauern geantwortet haſt?“

Rickele erzählte mit großer Beredſamkeit, daß die Mutter geſtern Abend den Kindern geſagt habe: nur vom Gevatter Heiſter nehmen wir ein Geſchenk, ſonſt von Niemand auf der Welt.

„Wir ſind keine Bettelleut! Wir ſind keine Bettelleut!“ rief das Kind wie ſingend und tanzte dabei.

„Du biſt mir lieber als vier Roß,“ ſagte Jakob, nach dem Hopfengarten gewendet, wo Magdalena arbeitete.

Dieſe Werthung war viel, denn Jakob war zwar nicht neidiſch — er gönnt Jedem was er hat — aber vier Roſſe zu haben, wie die da an dem Hochzeitswagen, das iſt doch erſt das rechte Leben, und wer ſich erinnert, daß Jakob von Kindheit an mit den Poſtpferden ſich umgethan und zuletzt den vierſpännigen Eilwagen geführt hatte, der wird es nur natürlich finden, daß der Beſitz von vier Roſſen eben das Höchſte war, was er ſich auf Erden wünſchen mochte, und es iſt eine wohl zu ſchätzende Liebeserklärung, daß er ſeine Frau höher werthete, als vier Roſſe.

Am Mittag, als Alles um den Tisch saß, wollte Magdalena nochmals Trauergedanken wegen Emils in die einzige Speise einbrocken, aber heute war Jakob sehr klug.

„Mutter," sagte er, „solche Gedanken ins Essen hinein, die sind keine guten Würzkräuter und verderben dein gutes Kochen."

Er erzählte von der Begegnung mit dem jungen Eichhofbauer und lobte Rickele, das nun auf Einmal sich als Hauptperson aufspielte. Vater und Mutter sahen einander an, wie das Kind sagte:

„Ich möchte aber doch auch Großbäuerin sein."

„Warum?

„Die Mutter hat gesagt, die Großbäuerinnen, die langen in den Schmalzhafen bis an den Ellbogen hinauf."

„Und da kannst du das Schmalzrickele heißen," rief Albrecht.

„Schmalzrickele! Schmalzrickele!" rief das kleinste Schwesterchen, und es war drauf und dran, daß es Händel und Weinen bei Tische gab, aber Jakob gebot Ruhe, und wenn er das that, wagte ein Kind nicht mehr laut zu athmen.

Nach Tisch auf der Bank vor dem Hause sagte Jakob:

„Mutter! Ich hab gar nicht gewußt, was für ein gescheites Kind das Rickele ist."

„Ja, sie sind gottlob alle helle Köpfe."

„Von mir haben sie's nicht. Ich will aber meinen Söhnen sagen, sie sollen gescheite Weiber nehmen."

So sprachen die Eltern mit einander.

Wer damals geahnt hätte, was aus dem Schmalzrickele wird?

Elftes Kapitel.

Emil war in der Fremde und Magdalena konnte nicht ruhig an ihn denken, die bittere Sorge verfolgte sie, daß etwas über ihn gekommen, das verderblich werden könne. Jakob indeß schaute so glückselig drein und pfiff so lustig auf Weg und Steg, daß sich Magdalena wohl hütete, ihn mit ihren trüben Gedanken zu stören, und sie tröstete sich schließlich, daß die Kinder ja so guter Art seien, daß sie wohlgerathen müssen. Jetzt zeigte sich eine gute Wirkung von der Lobgier Magdalena's. Jakob hatte die Gescheitheit der Kinder gelobt, und daß sie der Mutter nacharten; das war ein Festkuchen, von dem sich lange abbrocken ließ, und es war einer von jenen feinen Kuchen, die Tag für Tag mit dem Aelterwerden immer besser schmecken.

Auch draußen in der weiten Welt wurde gut von Magdalena und den ihrigen gesprochen.

Frau Heister redete auf der Reise nach Aegypten fort und fort davon, wie glücklich es sie mache, einen Einblick in das schöne Heim Magdalena's gewonnen zu haben, und wie es keine Täuschung sei, daß Menschen, die in Schweres verfallen waren, durch redliches Bemühen ein Leben voll Tugend und Glück gewinnen.

„Du hast recht gethan," sagte sie dann ihrem Manne, „daß du die guten Menschen nicht durch unsern Plan beunruhigt hast. Wir aber halten ihn fest. Wenn ich gesund zurückkehre, ziehen wir uns auf ein mäßiges Landgut zurück, nehmen die ganze Familie zu uns, daß sie das Gut bewirthschaften, und wir haben stets ein gedeihliches Leben von Natur und Menschen vor Augen."

Heister ließ seine Frau dies nach Belieben noch weiter ausmalen, ja er phantasirte noch dazu, denn es machte ihn glücklich, daß die so schwer Kranke sich an diesen Ausmalungen erquickte.

Hätte Magdalena gewußt, mit welchen schimmernden Zukunftsplänen ihr Name an Orten genannt wurde, die sie nie gehört hatte, sie hätte hochbeglückt die starken arbeitsamen Hände in einander gefaltet. Aber es ist gut, daß man nicht weiß, was in weiter Ferne und in nächster Nachbarschaft vorgeht; denn eben so betrübt hätte sie's, in welchem Ton und mit welchen Beiwörtern ihr Name im Bahnhäuschen Numero 373 hin- und hergeworfen wurde.

„Schrei nicht so! ich bin nicht taub," rief dort der Bahnwart Süß.

„Ich?" entgegnete die Frau höhnisch. „Ich hab' keine Feldwebelstimme, wie du. Aber freilich, gegen mich kannst du deinen Commandirteufel loslassen, gegen die heilige Magdalena bist du sanft und so süß —"

„Sie ist nicht heilig aber brav, und macht ihren Mann glücklich —"

„Sie wird wissen warum. Aber ich krieg's heraus,

ſte hat was, das Gethue mit dem Juſtizrath iſt nicht ſauber —"

„Frau, biſt du des Teufels?"

„Ich bin des Bahnwarts Süß; wenn der jetzt Teufel heißen und Teufel ſein will, ich kann's ihm nicht wehren."

Der Mann lachte grimmig und nach einer Weile fuhr die Frau fort: „Wenn du nur hätteſt ſehen können, wie du jetzt gelacht haſt. So lacht nur ein Teufel. Und da meinen die Menſchen, der Mann da ſei gutmüthig. Heuchelei! Feigheit!" Die Stimme verſagte ihr und der Mann nahm das Wort:

„Sprich nur weiter. Haſt nichts mehr?"

„Und ich ſag' dir, ich krieg's heraus; ich muß wiſſen, was er für Akten hat, die er gern aus der Welt ſchaffen möchte. Unterducken müſſen die da drüben, ums Gnadenbrod bitten."

„Und ich ſag' dir, ich leid's nicht. Du ſollſt mich noch anders kennen lernen, wenn du da was aufrührſt. Er iſt ein Ehrenmann, ein rechtſchaffener, und wenn er auch was gethan hat, ich weiß vom Militär her, wie leicht man in Strafe kommen kann — Herr Gott! mit deinem Gezank hab' ich jetzt den Zug verſäumt, da iſt er; die Note, die ich jetzt bekomm', kannſt du auf deine Rechnung ſchreiben."

Der Bahnwart Süß eilte davon, rückte noch vor dem Hauſe ſich die Mütze zurecht und öffnete die Uniform, er fühlte, daß er fieberiſch heiß war. Langſam, zur Erde ſchauend, beging er ſeine Bahnſtrecke, bis ihn Jakob anredete:

„Du siehst ja heute gar nicht auf.“

„Ich hab' den Zug versäumt. Hat der Zugführer bei mir hüben oder drüben gestanden?“

„Nicht auf deiner Seite, er hat's gewiß nicht gesehen. Aber woher hast du versäumt?“

In Nachbar Süß kämpfte es, endlich klagte er sein Leid, was er bisher nie gethan hatte. Er fand in Jakob einen guten Tröster, der zu Friede und Verträglichkeit ermahnte. Süß staunte, wie beredsam der wortkarge Jakob war, und ihm ins Antlitz schauend, rief er: „Ich meine, du hast ganz andere Augen.“

„Kann schon sein.“ Aber Jakob konnte nicht ahnen, in welcher Weise er den Nachbar beschwichtigte, indem er hinzufügte: jeder Mensch habe sein geheimes Uebel im Körper oder in der Seele und da müsse man eben Geduld haben.

Das Angesicht des Nachbars veränderte sich, denn er dachte: die Frau hat doch recht, aber freilich eingestehen darf man's ihr nicht. Wer so redet, wie der Jakob, der muß einen argen geheimen Schaden haben. Gescheit ist die Frau eben doch.

Als Nachbar Süß heimkam, sagte er: „Frau, du hast recht,“ ihr Antlitz wurde hell glänzend, „und jetzt, weil du recht hast und gescheit bist, sei auch gut. Verfolg' die Sache nicht weiter, thu' es mir zu Gefallen.“

„Wenn du so redest, da hast du meine Hand, kein Wort mehr davon.“

Und Friede war von allen Seiten.

Zwölftes Kapitel.

In einer Seitenstraße der Hauptstadt stand Doctor Hornung an seinem Pulte und schrieb mit rascher Feder, unter ihm dröhnten und brummten die Buchdruckerpressen.

Doctor Hornung war ein hochgebauter, breitschulteriger Mann in den besten Jahren. Er hatte den Staatsdienst, in welchem ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet schien, verlassen und sich ganz der Presse gewidmet. Er hatte sich deshalb mit seinem Vater entzweit, den wir als Regierungsrath und Freund Heisters vor Jahren kennen gelernt haben; jetzt war der Vater mit dem Titel Staatsrath Gesandter am Bundestag.

Um so beglückender war die Uebereinstimmung Hornungs mit seiner Frau, die Rang und Ansehen leicht dahingab, weil sie den hohen Beruf erkannte, Lehrer des Volkes durch die Presse zu sein.

Das jugendlich frische Antlitz Doctor Hornungs glühte während er schrieb, denn durch eine Gerichtsverhandlung der letzten Tage angeregt, schrieb er einen Aufsatz, worin er die Nothwendigkeit einer Anstalt für jugendliche Verbrecher darlegte; er betonte aber mit besonderm Nachdrucke, daß dies eine jener Anstalten sein müsse, die nicht durch die Einrichtungen

allein, sondern wesentlich durch den besonders geeigneten Charakter des Leiters das Echte und Rechte bewirken könne. Er ging sogar so weit, einen Geistlichen für ungeeignet, dagegen einen für die Humanität begeisterten Arzt für besonders berufen zu bezeichnen.

Eben als Hornung die letzten Zeilen dem Druckerjungen übergeben hatte, klopfte es an, und Justizrath Heister trat ein.

Hornung begrüßte den älteren Freund und Gesinnungsgenossen mit besonderer Herzlichkeit, und bald erzählte Heister von seinem Ausfluge nach dem Oberlande und daß die Zeitung einen neuen Leser in dem Bahnhäuschen Numero 374 gewonnen habe.

Die beiden Freunde bestärkten einander in der Ueberzeugung, daß man in einer Zeit, in der die sittlichen Mächte verbannt schienen und dem Erfolge allein gehuldigt wurde, nicht müde werden dürfe, das höhere Leben zu erwecken und die Sehnsucht nach der Einheit des Vaterlandes wach zu halten.

Mitten hinein erzählte Heister, daß es seiner Frau besonders schwer werde, von Theodora, dem Töchterchen Hornungs, Abschied zu nehmen; daneben versprach er, von der Reise aus offene Briefe an die Zeitung zu senden.

Als Heister sich eben zum Fortgehen anschickte, sprach Hornung lächelnden Antlitzes seine Freude darüber aus, daß er nun wiederum wisse, wohin seine Worte drängen; es sei doch ein belebendes Gefühl ohne Gleichen, so in die Lande hinaus sprechen zu können.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Landschaft, durch welche die Eisenschienen gestreckt werden, verwandelt sich durch Ausgrabungen und Aufböschungen, und Alles rings umher — die Einwohner und die Früchte des Feldes — wird in eine neue Beweglichkeit versetzt. Aehnlich ist es in einem Hause, in das zum erstenmal eine Zeitung kommt und nun täglich sich einstellt.

Die Zeitung, die Jakob jeden Abend beim Begehen seiner Bahnstrecke von Nachbar Süß erhält, ist schon von fünf Theilnehmenden gelesen und schon mehrere Tage alt. Aber was thut's? Jakob hat weder Lust noch Fähigkeit, mit drein zu reden oder gar mit zu thun in den Welthändeln, und er erfährt zeitig genug von Allem. Schön aber ist's, daß alle Welt ihm berichtet, und der Herausgeber scheint es besonders darauf abgesehen zu haben, Jakob zur Uebereinstimmung mit seinen Ansichten zu bekehren. Jakob nickte oft: der Mann ist gescheit und brav und meint's gut.

Nirgends aber, so weit auch die Zeitung verbreitet war, wurden die „Briefe aus Aegypten von Emil Heister" mit solcher Andacht aufgenommen, wie im Bahnhäuschen Numero 374.

„Ich höre seine Stimme," sagte Magdalena, „und noch was, das gar nicht dasteht. Ich höre, daß es der lieben Frau gut geht, denn so munter könnt' er sonst nicht Alles hergeben."

Einmal aber entstand ein Schreck, als wenn der Bahnzug mitten durchs Haus gefahren wäre, denn Heister schilderte einen braunhäutigen ägyptischen Bahnwärter und fügte hinzu: „Ich konnte dem Mann von einem braven Freunde, der sein Berufsgenosse ist, erzählen und von dem ganzen gesegneten Hausstand."

Hast es denn nicht gelesen? Es steht von uns in der Zeitung, hatte Jakob auf den Lippen, als er Nachbar Süß begegnete; da dieser aber nichts davon sprach, schwieg auch er. Magdalena aber legte das Zeitungsblatt zu ihrem Brautkranz.

Es war eine behagliche Abendstunde und Magdalena machte sich immer fertig, um auch dabei zu sein, wenn Albrecht die Zeitung vorlas, denn der Knabe las sehr deutlich und mit heller Stimme, und wenn auch der jungen Seele nicht Alles verständlich war, so empfand sie doch einen Anhauch des höheren Denkens, der zum Lebensathem wurde.

„Vater! Wer sind denn die Arbeiter, denen die Zeitung so ins Gewissen redet?" fragte Albrecht einmal, und Jakob erwiderte:

„Arbeiter? Das weißt du nicht? Arbeiter, das sind alle Menschen, die nicht faullenzen."

Andern Tages, als wieder vorgelesen wurde, sagte Jakob, der sich inzwischen mit Nachbar Süß besprochen hatte, zu dem Knaben:

„Ich hab' dir noch sagen wollen, Arbeiter — damit meint die Zeitung die Fabrikarbeiter. Jetzt lies."

Eine Abtheilung mußte Albrecht immer überschlagen, das waren die Gerichtsverhandlungen. Er erklärte dem Knaben, daß da Dinge vorkämen, von denen er nichts zu wissen brauche, und Albrecht war folgsam genug, diese Sachen nicht heimlich zu lesen. Zu Magdalena aber sagte Jakob: „Was sind doch die Menschen so schadenfroh! Da lesen sie gewiß gern von Schelmen und armen Teufeln, die sich vergangen haben, und freuen sich, daß sie selbst brav sind und ihnen so was nicht passirt. Meinst du, daß unsere Sach' auch so in der Zeitung gestanden hat?"

„Aber Jakob! Was plagst du dich wieder?"

„Ja, du mußt mir's abnehmen. Erinnerst dich, daß vorlängst in der Zeitung gestanden hat von den Leuten, die an einer Felswand gewohnt haben, die einstürzen will, und endlich ist sie eingestürzt? Grad so ist mir's, und die Frau Süß — du hast recht, sie sollte Frau Essig heißen — hat nichts Eiligeres, als mir allemal von Gerichtsverhandlungen zu erzählen, und dabei guckt sie mich so an, weißt, so blinzelig, wie ein Fuchs. Meinst du, sie weiß was?"

„Ich glaub' nicht."

„Wenn man's nur herauskriegen könnt!"

„Das wär' leicht."

„So? Wie denn?"

„Fang' Händel mit ihr an, oder ich will's, dann kommt's heraus."

Das wollte Jakob doch nicht, und jetzt, da er sein

Herz erleichtert hatte, ging er gern auf die Tröſtungen Magdalena's ein und verſprach abermals, ſich die Sache aus dem Kopf zu ſchlagen.

Es war faſt verwunderlich, daß Frau Eſſig der aufgefangenen erſten Spur nicht weiter nachging, aber ſie hielt ſich davon zurück, nicht blos, weil ſie es ihrem Manne verſprochen hatte, wie ſie ihm oft wiederholte, ſondern auch in der Erwägung, daß ſie, nach Offenlegung des Geheimniſſes, mit der Nachbarin in Unfrieden leben müſſe; denn das war ſicher, Magdalena ließ ſich nicht in Unterwürfigkeit gefangen halten, und unfehlbar trieb ſie dieſelbe zum Anſchluß an Frau Oel.

Daneben hatte ſie eine beſondere Liebe zu Albrecht gewonnen, der ein gar ſchöner aufgeweckter Knabe war und jeden Tag ihr einziges Töchterchen, Viktoria benannt, zur Schule abholte und wieder heim brachte. Der wird was Tüchtiges, und das giebt einmal ein ſchönes Paar, ſagte ſie jetzt ſchon vor ſich ſelber, ja ſie ſagte es ſogar einmal zu Jakob, der in großer Luſtigkeit jetzt ſchon ſein Jawort gab; denn dieſer ſcherzhafte Vorſchlag gab ihm die Sicherheit, daß die Nachbarin nichts wiſſe, ſonſt ſpräche ſie ja auch im Scherze nicht von einer Verſchwägerung.

Sagt was ihr wollt, es iſt doch ſo: kein Gemüth iſt ſo arm und verboſt, daß nicht auch einmal Gutes und Freundliches in ihm aufgeht. Seht nur die Brenneſſel an, ſie blüht auch einmal, und im Gemüthe der Frau Süß blühte es von dem Gedanken, daß Albrecht einſtmals Mutter zu ihr ſagen werde und

daß ihr Kind glücklicher und höher gestellt werden sollte, als sie es war.

Sie brachte es dahin, daß Albrecht ihr anhing, wie einem nächsten Angehörigen, und lächelnd sah sie, wie die kleine Viktoria den Knaben beherrschte; er fügte sich dem eigensinnigen Kinde und lachte dazu, auch wenn es ihn mißhandelte.

Vierzehntes Kapitel.

Magdalena hatte damals, als Emil das Haus verlassen hatte, doch richtig vorausgesagt. Schneller als man glaubte — die Zeit vergeht, man weiß nicht wie — wurde das Haus leer.

Die älteste Tochter blieb im Pfarrhause, Rickele, das wie Albrecht die schlanke Gestalt des Vaters hatte im Gesichte jedoch mehr Aehnlichkeit mit der Mutter, war über die Jahre groß und stark und kam als Magd zu dem Eichhofbauer. Albrecht erklärte, daß er Maschinenbauer werden wolle, und er wurde zunächst zu einem Schlosser im nahen Städtchen in die Lehre gegeben.

Ein Kapital, von dem man lange nichts wissen wollte, wurde dafür flüssig gemacht. Jakob hatte noch sein Sparbuch von seinem Ueberverdienst während seiner Strafzeit, er sah es nicht an und ließ die Zinsen all' die Jahre her auflaufen; jetzt mußte Magdalena den schweren Gang thun, das Geld zu erheben; es ging aber leicht, es wurde kein Wort von der Art gesprochen, wie das Geld erworben war.

Emil war bereits Unterlehrer im Weinlande; er schrieb selten und kam noch seltener, und wenn er kam,

war's nicht gut. Magdalena hatte immer zu beschwichtigen und zu vertuschen; denn es zeigte sich in Allem, wovon man redete, ein tiefer Widerspruch zwischen Vater und Sohn.

Emil war verschlossen und wenn er sprach, kam lauter Grimm über die Welt heraus, wie nichtsnutzig und verkehrt Alles sei, so daß Jakob einmal sagte:

„Schade! Du hättest dabei sein sollen, wie unser Herrgott die Welt geschaffen hat; du hättest sie besser gemacht."

„Das hätt ich auch," entgegnete Emil keck.

Magdalena war immer froh, wenn Emil in Gutem wieder abgereist war. Um so glückseliger war das ganze Haus jeden Samstag Abend, wenn Albrecht über den Sonntag heimkam; es war, wie wenn eine neue Sonne aufginge, sobald sich das helle Gesicht Albrechts im Elternhause zeigte, und er klagte nie über die Arbeit, die doch so schwer, oder über das Essen, das doch so schmal war; denn er war schon von früh an darauf bedacht, die Eltern, die so scharf zu arbeiten hatten und die ihr Erspartes für ihn aufwendeten, nicht noch mit den Beschwernissen seiner Lehrzeit zu belasten.

Magdalena hatte ihre besondere Freude, wie gut es dem im raschen Wachsthum begriffenen Jünglinge mundete, und Alles was er sprach, war so aus tiefem Herzensgrunde heraus.

Nur ein einzigmal betrübte Albrecht ohne Wissen und Willen seine Eltern und dabei that er ihnen doch zugleich wieder wohl.

Er erzählte eines Tages, daß der Vater seines Meisters gestorben sei, und fügte hinzu, das sei das Beste für den Mann und die Seinen. Der Alte hatte als Geselle bei seinem Sohn gearbeitet, und was er verdiente, vertrank er. Der Sohn war hart und fremd gegen seinen Vater, denn dieser hatte die Mutter nicht gut behandelt, die man eines Morgens todt im Bette fand.

„Mich hat der Alte," setzte Albrecht hinzu, „im Herzen gedauert. Wer weiß, ob er schuldig war, und wenn er schuldig war, ist es nicht eine Strafe, härter als sie ein Richter geben kann, vom Sohne so angesehen zu sein?"

Jakob und Magdalena schauten einander an, ohne ein Wort zu sagen, und Albrecht fuhr fort: „Ihr gebet mir gewiß recht. Wenn der Mann vielleicht schuldig war, wär's besser gewesen, er hätte seine Strafe abgebüßt, und dann ist's aus und vorbei. Und wer was Böses begangen hat, der ist doch vorher brav gewesen und kann's auch nachher wieder werden. Nicht wahr Vater? habe ich recht oder nicht?"

„Ja, du hast recht."

Jakob stand auf und ging hinaus; er kam nicht mehr, bis Albrecht sich zu Bette gelegt hatte.

In der stillen Nacht aber sagte er zu seiner Frau: „So giebt's doch kein Kind mehr auf der Welt wie unser Albrecht."

Magdalena stimmte bei, aber sie konnte es nicht unterlassen, auch die anderen Kinder zu loben. —

Im dritten Jahre seiner Lehrzeit kam Albrecht erst

Sonntag Mittags heim, denn er beſuchte die neu errichtete Zeichenſchule im Städtchen. Magdalena war voll Bewunderung über die Zeichnungen ihres Sohnes. „Der wird was Großes,“ ſagte ſie oft zu Jakob, worauf dieſer regelmäßig erwiderte: „Wenn er nur brav bleibt.“

Magdalena hatte Mutter-Eitelkeit genug, der Nachbarin die ſchönen Zeichnungen Albrechts zu zeigen, und war Albrecht im Elternhauſe willkommen, ſo war er's nicht minder bei Nachbar Süß oder vielmehr deſſen Frau. Der Gedanke, daß Albrecht und das Töchterchen ein Paar werden müßten, war doch nur im Scherze ausgeſprochen, aber mit der Zeit feſtigte er ſich zu einer ausgemachten Thatſache, und die Nachbarskinder waren ja ſo traulich mit einander. Frau Süß ſtachelte den Ehrgeiz des Jünglings mit verlockenden Beiſpielen; ſie kannte die Welt und zeigte ihm, was da drin zu holen wäre. Da iſt der Mann, dem jetzt die große Fabrik gehört, und der in einer ſchönen Kutſche fährt und ſeine Tochter an einen adeligen Offizier verheirathet hat; der Mann iſt der Sohn eines Dorfſchneiders und iſt mit einem halben Gulden in der Taſche und zwei Hemden in einem rothen Sacktuch an der Hand tragend in die Stadt gekommen; er iſt aber auch treu verblieben und hat ſeine Jugendgeliebte, die Tochter des Hirten im Dorfe heimgeholt und die Frau hat ſich fein zu halten gewußt; Frau Süß hat ſie in Geſellſchaft beim Oberſt geſehen, ſie hat ein blauſammtenes Kleid angehabt und Perlen um den Hals und Diamanten im Haar.

Nach ſolchen ſchimmernden Bildern fiel es Albrecht oft ſchwer, wieder in die rußige Werkſtatt und in die enge Dachkammer beim Lehrherrn zurückzukehren, und der Lehrherr, ein ſtiller einfacher Mann, der nichts wußte, als vom Morgen bis zum Abend arbeiten, war zuweilen ſehr unzufrieden mit der Vergeßlichkeit und Unordentlichkeit ſeines Lehrlings, der wie mit offenen Augen träumend umherging. Er klagte das ſogar einmal Magdalena, die ins Städtchen gekommen war; es war ein böſer Sonntag, als Magdalena dem heimgekehrten Sohne bittere Vorwürfe machen mußte.

Albrecht ging zur Nachbarin, der es nicht ſchwer ward, die Verdroſſenheit Albrechts und deren Grund zu erforſchen.

„Sei froh," ſagte ſie, ihm die Wange ſtreichelnd, „daß du mich haſt, ich bin dir wie die nächſte Blutsverwandte. Schau, deine Eltern ſind gute, herzgute Menſchen, gewiß, aber ſo einen wie du, der zu Höherem beſtimmt iſt, den verſtehen ſie doch nicht recht zu beurtheilen. Ich weiß mehr von der Welt. Du biſt vornehm, das verſtehe ich, halte dich drum nur an mich und danke Gott, daß du mich haſt."

So und noch mehr redete ſie in den Jüngling hinein, ſie wollte ihn losreißen von den Seinen und ganz zu ſich herüber ziehen; ſie deutete ſogar an, daß eine Zeit kommen werde, wo er ſich losſagen müſſe um ſeiner Ehre willen.

Albrecht hörte ſie geduldig an, aber auf dem Heimwege ſchwur er vor ſich, daß er nie mehr auf die Worte dieſer Frau hören wolle, ja es überfiel ihn ein

Bangen, wenn er an einen Blick dachte, mit dem die Frau ihn angesehen hatte; so müssen Hexen dreinschauen.

Albrecht war nahe dran, der Mutter Alles zu berichten, aber er lernte schon früh, den Kampf mit sich selber auszukämpfen, klug und bedacht sogar der Mutter gegenüber zu sein. Es kam keine Klage des Meisters mehr, bis Albrecht von der Lehre freigesprochen wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

In denselben Tagen, da beschlossen war, daß Albrecht in einer Maschinenfabrik der Hauptstadt eine Stelle suchen solle, kam ein Brief von Heister, daß seine Frau, mit der er aus Aegypten zurückgekehrt war, schwer krank sei und nach Magdalena verlange. Magdalena reiste mit Albrecht und dem jüngsten Töchterchen nach der Hauptstadt. Jakob blieb allein.

Im Hause des Justizraths war Magdalena herzlich willkommen. Die Frau schlief und man mußte warten, bis sie aufwachte. Unterdeß wurde das Vorhaben Albrechts besprochen. Heister erbot sich, ihn bei einem befreundeten Fabrikanten in Arbeit zu bringen, aber Albrecht wollte diese Hülfe erst dann in Anspruch nehmen, wenn es ihm nicht allein gelingen sollte, eine Stelle zu finden.

„Ist Magdalena noch nicht da?“ rief die Kranke aus der Nebenstube. Magdalena ging mit Heister hinein, das Kind hängte sich an ihren Rockschoß und trug einen Blumenstrauß.

Ein heller Glanz trat in das halb erloschene Auge der Kranken, als sie Magdalena sah.

„Das ist mir lieb, daß du da bist,“ rief sie. „Ich danke dir, Emil. Magdalena, du darfst nicht mehr

von mir, so lange ich lebe. Will's Gott, ist es noch nicht zu spät," und des Kindes gewahr werdend und den Strauß empfangend, setzte sie hinzu: „Das ist mir die liebste Blume, die du mir hättest bringen können. Ist sonst noch Jemand bei dir?"

„Ja, mein Sohn Albrecht."

„Laß ihn herein kommen."

Albrecht trat ein, und die Frau faßte mit ihrer wunderbar zarten Hand die harte rauhe des Jünglings und sagte:

„Albrecht, laß dich nur nicht verderben in der Stadt, halt dich rein."

„Das will ich," sagte Albrecht.

Heister bat die Kinder, die Mutter mit der Frau allein zu lassen.

Als Albrecht das Haus verließ, begegnete ihm unter der Thür ein eben eintretendes rosiges blondlockiges junges Mädchen. Die Beiden sahen einander an und gingen an einander vorüber.

Drin in der Stube sagte Heister zu dem eintretenden Mädchen:

„Theodora! Nun hast du gute Hülfe. Unsere Magdalena ist angekommen, und da, das fügt sich gut, sie hat ihr jüngstes Kind mitgebracht; du willst ja das Lehrerin-Examen machen, da kannst du bei dem Kinde zu unterrichten anfangen."

Das Mädchen wurde als Tochter des Freundes Hornung in die Krankenstube gebracht und Frau Heister war glücklich, ihrem Liebling endlich die ihr oft gerühmte Magdalena vorzustellen.

In den Nächten und Tagen, da Magdalena und Theodora die Kranke pflegten, wurden sie innig vertraut mit einander. Magdalena hatte nur zu mäßigen, da das eben zur Jungfrau erwachsende Mädchen so verehrungsvoll gegen sie war; das war die erste Frau aus dem Volke, mit welcher Theodora in so nahe Beziehung kam, und sie sah in ihr ein verwirklichtes Ideal.

„Hat Ihnen unsere Justizräthin Alles von mir erzählt?“ fragte Magdalena.

„Gewiß. Alles.“

„Auch von dem Bittern und Schweren?“

„Davon weiß ich nichts.“

Sie kamen nicht weiter darauf zu reden, und hatte Theodora ihre Lust an der Mutter, so hing das Kind mit inniger Liebe an dem schönen Mädchen, das so viel erzählte und so gut zu spielen wußte.

Eines Morgens sagte Magdalena:

„Fräulein Theodora! Jetzt nehmen Sie mein Kind mit heim und kommen vor Morgen Mittag nicht wieder.“

„Warum?“

„Wenn Sie durchaus wollen, sage ich's Ihnen.“

„Ja, bitte.“

„Sie sollen nicht dabei sein. Das ist nichts für Sie in jungen Jahren; eh noch einmal Tag wird, löscht unsere gute Frau Justizräthin aus. Ich bitte... Nicht laut weinen.... Geht mit einander in Gottes Namen.“

Die Beiden gingen, und in derselben Nacht verschied Frau Heister in den Armen Magdalena's.

Sechzehntes Kapitel.

Vor dem Trauerhause war eine große Menschenmenge, unter ihr Doctor Hornung, er stand abseits und ging nicht in das Haus, denn er wollte seinem Vater nicht begegnen, der drin bei dem alten Freunde war.

Der Staatsrath war ein großer stattlicher Mann mit glattem Antlitze und schneeweißen Haaren. Jeder, den er grüßte, verbeugte sich tief; eine ehrerbietige Gruppe hatte sich um ihn gebildet, und als er jetzt nach dem Zimmer ging, wo die Leiche unter Blumenkränzen lag, wichen die Umstehenden zurück, ihm Platz zu machen. Er trat auf Magdalena zu, die in Trauer gekleidet an der Bahre stand, und sagte:

„Ist brav, daß du gekommen bist, sie war eine treue Gönnerin für dich.“

Magdalena nickte still mit Thränen in den Augen, sie sah den Mann verwundert an, sie kannte ihn nicht.

Er ging auf Theodora zu und reichte ihr die Hand, indem er sagte:

„Du fährst doch nicht mit auf den Kirchhof?“

„Ich wollte es.“

„Ich wünsche es nicht.“

Hinter den großen Blattpflanzen, mit denen der Sarg umstellt war, ertönte ein feierlicher Chorgesang von Männerstimmen.

„Wer ist der Mann?“ konnte Magdalena die sich neben sie stellende Theodora fragen.

„Das ist mein Großvater,“ erhielt sie leise zur Antwort.

Der Staatsrath stellte sich an die Seite Heisters und blieb da, so lange der Geistliche die Trauerrede hielt. Magdalena erzitterte, da in der Rede die Worte vorkamen: „Sie konnte mit Recht beten: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Im Verein für entlassene Sträflinge hat sie Großes gewirkt. Sie glaubte an die Auferstehung der Tugend in der umnachteten Seele eines jeden Menschen, und dieser Glaube thut noch immer Wunder und spricht zu dem Gefallenen: Stehe auf und wandle in Tugend.“

Weiter hörte Magdalena nicht, sie lag auf den Knieen an der Bahre und reich flossen ihre Thränen.

Magdalena fuhr mit den Dienstboten nach dem Kirchhof.

Auf dem Kirchhof sprach Doctor Hornung ergreifende Worte; er pries die Verstorbene als Vorbild der deutschen Frau, die das Ideal ihres Mannes und seine Thätigkeit zum Aufbau eines freien großen Vaterlandes nicht durch Kleinlichkeiten störte, sondern täglich stärkte. Magdalena ging jedes Wort tief in die Seele und bei aller Ergriffenheit dachte sie: „Wenn nur mein Mann da wäre und das auch hätte hören können.“

Auf dem Heimwege stieg Magdalena an der Fabrik aus, wo eben Mittag gemacht wurde und ein Strom von Arbeitern aus dem Thore kam. Sie wartete, bis sie Albrecht gewahr wurde. Er bedauerte, daß er nicht habe zum Leichenbegängniß der Frau Justizräthin kommen können; es sei eilige Arbeit da für die Weltausstellung und es sei ihm der besonders ehrenvolle Auftrag geworden, in Gemeinschaft mit dem Werkführer die Maschine zu begleiten.

Als Magdalena heimkam, hörte sie, daß Theodora da gewesen sei, um Abschied zu nehmen, denn sie verreiste am selben Tage mit ihrer Mutter. Magdalena blieb noch Wochen in der Stadt. Heister hatte sie gebeten, ihm zu helfen, den Hausstand aufzulösen; auch seine eigene Gesundheit war tief angegriffen, und der Arzt schickte ihn in ein Seebad und von da sollte er für einige Zeit einen Aufenthalt im südlichen Frankreich nehmen.

Albrecht, der während der Krankheit der Frau Heister nur auf Augenblicke hatte kommen können, stellte sich jetzt am Feierabend auf Stunden ein und die Mutter und Heister hatten Freude an dem gediegenen, in Arbeit und gutem Denken sich fortentwickelnden Jüngling.

Heister suchte einen vertrauten Begleiter für die Reise. Er hätte gerne Albrecht mitgenommen, aber er wollte ihn nicht aus seinem Berufe reißen. Da kam Emil.

Emil hatte Albrecht einmal ein Wort gesagt, worauf ihn dieser an der Kehle faßte und ihm zuschrie:

„Wärſt du nicht mein Bruder, ich würde dich erwürgen.“

Seitdem mieden ſie einander, und Albrecht kam nur ſelten und verweilte nur kurz, ſo lange Emil da war.

Emil, der mit ſeinem Berufe als Dorflehrer zerfallen war, erbot ſich, Heiſter als Sekretär und Diener zu begleiten; er hatte Verlangen, die Welt zu ſehen und auch die franzöſiſche Sprache ſo zu erlernen, daß er eine höhere Stelle in der Stadt gewinnen könne. Er zeigte ſich ſofort gewandt und dienſtwillig. Magdalena wollte Einſprache thun, ſie hatte ein unbeſtimmtes Gefühl, daß das nicht gut ausgehe; aber ſie wagte nicht, ihrer Beſorgniß Ausdruck zu geben, auch dann noch nicht, als ſie wirklichen Grund dazu hatte. Denn Emil hatte gar kein Mitgefühl für ihre Trauer um den Tod der Juſtizräthin, ja er wälzte noch neues Herzeleid auf ſie. Er klagte ſtändig, er ſei zu gut, die Welt ſei nichts nutz, die Frechen und Schlechten ſeien obenauf, und ein Narr ſei, wer ſich mit der Gutheit plage und mit dem, was man Gewiſſen nenne.

„Ich bin nicht gelehrt,“ entgegnete Magdalena, „auf ſolche Sachen müſſen dir Andere Antwort geben. So viel aber weiß ich doch, ich hab' einmal ſo einen Spruch gelernt, da heißt es: ich bin jung geweſen und alt geworden und habe noch nie geſehen, daß die Welt einem, der ſeine Schuldigkeit thut, etwas ſchuldig bleibt. Biſt du fleißig in deinem Amt? Siehſt du? Du kannſt nicht Ja ſagen. Gottlob, ganz ſchlecht biſt du doch noch nicht. Du kannſt nicht deiner Mutter ins Geſicht hinein lügen.“

Emil klagte die Eltern und klagte Heister an, daß sie ihn nicht höher und etwas Anderes hätten studiren lassen.

Bis ins innerste Herz hinein erschrak Magdalena, da Emil sagte, die Mutter könne stolz darauf sein, daß der alte Herr Justizrath so freundlich mit ihr sei, er selber sei auch stolz darauf. Er sagte das mit einem so frechen Blicke, und lachte dabei so höhnisch, daß die Mutter die Faust ballte. Wär's möglich, daß der Sohn das Schlechteste denke und es ihr so zu sagen wage?

Der bittere Zorn um den ungerathenen Sohn und die Scheu, ihm zu bekennen, wie sie ihn verstehe, kämpften in ihr.

„Du bist ein Nichtsnutz," sagte sie. „O! Dafür giebt's kein Wort. Du wirst schwer dafür büßen müssen und leider Gottes deine unschuldigen Eltern auch, wenn du nicht noch ganz anders wirst."

„Ich glaub nicht, daß ein Mensch anders wird," entgegnete Emil, „wir Schulmeister wissen das am besten. Die ganze Welt betrügt einander mit Erziehungsprahlereien. Ich thue nicht mehr mit."

Magdalena mußte ihn gewähren lassen, da er sich bei Heister einschmeichelte, so daß die Reise fest bestimmt ward. Sie verlangte, daß Emil zum Vater reise und bei ihm Abschied nehme. Der Sohn schien es ungern zu thun, aber auf einen scharfen Blick der Mutter willfahrte er.

Siebenzehntes Kapitel.

Jakob lebte unterdeß daheim ſo wortlos faſt wie damals in der einſamen Zelle, denn die alte Taglöhnerin, die man zur Garten- und Hausarbeit angenommen hatte, war faſt ſtocktaub. Er nickte oft wie dankend zu der Entfernten, wenn er jetzt Kiſten und Kaſten aufſchließen mußte und gewahr wurde, wie ſauber und geordnet Alles war.

Magdalena ſchickte öfters Briefe und gab Anweiſungen, was in Haus und Feld zu thun war; die Kuh und die Hühner waren immer beſonders bedacht. Auch Jakob ſchrieb, aber nur kurz. Einmal in der Nacht hatte er geſchrieben: „Ich hab's überlegt, wenn wir von einander wegſterben müſſen, iſt's beſſer, ich ſterbe vorher, ich könnte nicht allein leben, du wäreſt auch traurig um mich, aber du könnteſt doch leben.“ Er ſchickte aber den Brief nicht ab, ſondern verbrannte ihn ſogleich am Licht.

Die Nachbarinnen kamen, um Jakob zu beſuchen. Frau Oel blieb nur kurz, denn ſie fand Alles wohlgeordnet; Frau Süß aber ſchrie mit der alten Taglöhnerin, daß dies und das nicht recht ſei; ſie wollte täglich kommen und nachſchauen. Jakob wollte eben

dankend ablehnen, als sie ihn durch ein mit freundlichem Lächeln vorgebrachtes böses Wort erschreckte.

Sie sagte: „Es ist ein Ehrenzeugniß für die Frau und stopft den Leuten die Mäuler, daß die Frau Justizräthin die Magdalena hat an ihr Todtenlager kommen lassen; da kann nie was von Eifersucht gewesen sein, und die Zutraulichkeit des Herrn Justizraths ist nichts als unschuldige Freundschaft. Ich hab's immer gesagt und jetzt zeigt sich's."

Jakob hätte der Frau gern eine sehr deutliche Antwort gegeben, aber er steckte die beiden Fäuste in die Taschen und er fand rasch die beste Antwort, er wendete sich um und ließ die Frau stehen.

Sie kam nicht wieder. Aber ein anderer Besuch, von dem er sich nicht abwenden konnte, erschreckte ihn noch mehr. Emil kam.

„Weißt du, daß die Mutter nicht daheim ist?" sagte Jakob bald nach der ersten Begrüßung, wie in Furcht, daß ohne ihre Vermittlung bitterer Streit ausbrechen könnte. Emil berichtete, daß er Heister begleite und bereits die Erlaubniß habe, auf ein Jahr einen Stellvertreter einzusetzen.

Emil äußerte, daß er suchen wolle, in der Fremde sein Auskommen zu finden; man lebe hier zu Lande doch auf unsicherem Boden und wisse nicht, was morgen auskomme — da fühlte Jakob, daß der Sohn die Vergangenheit des Vaters kenne. In der ersten Minute preßte es ihm das Herz zusammen, so vor den Augen des Kindes zu stehen; er wollte Alles erklären, aber er dachte, es sei doch besser, daß er schweige, da auch

der Sohn schwieg. Jakob nahm sich nur vor, den Widerspruchsgeist des Kindes in nichts mehr zu reizen, sondern geduldig zu ertragen. Emil blieb nur kurz und beim Abschiede war er so weich, daß er dem Vater um den Hals fiel und ihn weinend bat, ihm Alles zu verzeihen.

Jakob nahm sich vor, Magdalena nichts von dem zu erzählen, was er an Emil wahrgenommen hatte.

Achtzehntes Kapitel.

„Den großen Lehnstuhl schickt dir der Herr Justizrath zum Ausruhen," sagte Magdalena nach ihrer Heimkehr, als ein großer Wagen voll Hausrath, Kleider und Linnenzeug ankam. Schmerzlich lächelnd fügte sie hinzu: „Und auf einen Wagen geht nicht Alles, was ich zu erzählen habe." Sie berichtete viel, sie war aber bedachtsam genug, nichts von der Anspielung des Pfarrers in der Leichenrede zu erzählen; sie hütete sich wohl, das schlummernde Leid in Jakob zu wecken.

Sie ahnte nicht, daß auch der Vater etwas verbarg, das nahe daran war, unwillkürlich sich kund zu geben. Denn Magdalena hatte auch eine große eingerahmte Photographie — Herrn und Frau Heister darstellend — mitgebracht, sie wurde sofort an die Wand gehängt über der Commode, auf welcher zwei gläserne Leuchter mit unversehrten Wachskerzen standen. Zaghaft brachte sie eine andere Photographie herbei, die ebenfalls angebracht werden sollte; es war das Bild Emils mit dem schnell angewachsenen Vollbart, den er sich in seiner kurzen Freiheit erzogen hatte. Als Jakob das Bild sah, schrak er zusammen und schaute betroffen auf Magdalena.

„Also findest du es auch?“ sagte sie, „der Herr Justizrath und ich haben's im selben Augenblick gesagt, er sieht ihm gleich; das sieht man erst jetzt und im Bild.“

Sie nannte Frieder nicht, und Jakob preßte die Lippen zusammen und nickte. Magdalena fuhr nach einer Weile fort: „O du himmlischer Vater! Es kann doch nichts Aergeres geben, als wenn ein Kind jedesmal mit einem Stich im Herzen an den Vater denken muß.

In den Nächten, wo ich jetzt in der Stadt war, habe ich mir Mühe gegeben, Alles aufzuschreiben, und ich glaube, ich habe Alles gesagt, was wir auf dem Herzen haben; es liegt bei meinem Brautkranz, und da werden die Kinder erfahren, daß wir unschuldig sind, wenn wir auch haben schwer büßen müssen, und wie wir als Eheleute gewesen sind, das haben sie gesehen.“

Jakob nickte wieder stumm, er fuhr nur mit der Hand über das Bild des Sohnes, wie wenn er ihn streicheln oder auch die Aehnlichkeit wegwischen wollte, dann ging er still hinaus und sah nachdenklich auf die Schienen; die hängen mit denen zusammen, auf denen jetzt sein Sohn in die Ferne zieht, wer weiß was aus ihm wird. Aber ein gesetztes Amt läßt nicht lange über den wunderlichen Zusammenhang aller Weltdinge grübeln, das Signal ertönte, Jakob stand stramm auf seinem Posten.

„Auf dem nächsten Jahrmarkt lassen wir uns auch abphotographiren,“ sagte Jakob mit ungewöhnlich heller Stimme, als er heimkam, „und alle Kinder. Wer weiß, wo sie noch hinkommen. Und jetzt will ich dir was

ſagen," fuhr er fort, als er ſich den Teller voll herausgeſchöpft hatte und den Schöpflöffel Magdalena zuſchob, denn er war nicht höflich und nahm ſich ſtets zuerſt, „ich ſag dir: keine Stunde Kummer mehr."

„Ja, und wenn doch einmal eine grüne Latern' für uns käm, wir ſind auch noch da."

Aus den Tagen der Entfernung, aus den Stunden des Schmerzes heraus gewannen Jakob und Magdalena ein neues Glück, als hätten ſie erſt jetzt einander voll und ganz errungen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Tage vergingen in ruhiger alter Ordnung, das einzige Kind, das noch zu Hause verblieben war, Lisbeth der Nestling, hatte es in der Lesekunst bereits so weit gebracht, die Zeitung vorlesen zu können, aber freilich, so wie Albrecht war's doch nicht, und im Sommer 1866 brauchte man eigentlich gar keine Zeitung. Da gingen die Militärzüge hin und her, Tag und Nacht mußte man auf dem Posten sein, und Nachbar Süß bedauerte, nicht mehr Soldat zu sein, er hätte auch gern einmal gegen die Preußen drein gepfeffert. Nachbar Maier dagegen war sehr erbittert über den Krieg, er sah ihn als Krieg der Katholischen und Evangelischen an, und jetzt zum erstenmal erfuhr man, daß Süß katholisch war; er hatte nur der Frau zu lieb das Kind evangelisch taufen lassen.

Jakob hatte schon lange leise empfunden, daß er zwischen zweierlei Art von Hochmuth eingekeilt war. Süß hatte den soldatischen, Maier den religiösen Hochmuth; Jakob mußte sich von beiden Genossen belehren und auch schelten lassen. Die Truppen und ihre Führer, die auf der Bahn hin und her geschoben wurden, konnten nicht ahnen, welche wunder-

liche Gespräche, die nahezu in bittere Gehässigkeiten ausarteten, hier von den Bahnwärtern geführt wurden.

Magdalena hatte im Hause Heisters von den traurigen Zuständen im Vaterlande sprechen hören und besonders war ihr im Sinne geblieben, wie Heister gegen den Regierungsrath Hornung behauptete, daß trotz alledem doch nur von Preußen, das den Napoleon besiegt hatte, die Besserung kommen müsse. Sie theilte das Jakob mit, und die beiden Genossen staunten, wenn er Derartiges vorbrachte und er wußte auch noch gute Schlagworte aus der Zeitung drein zu mischen.

Emil war nach Landesgesetz als Lehrer frei und Albrecht hatte sich durch das Loos vom Militärdienst frei gespielt.

Der Krieg war schneller zu Ende, als man geglaubt hatte, auf der Bahn Jakobs wurde keine preußische Pickelhaube gesehen.

Von Emil kam bisweilen Brief, aber er schrieb immer in Eile, und in diesen kurzen eiligen Briefen war überdies etwas Gezwungenes, Fremdes. Das fühlten beide Eltern, und Jakob sagte: „Er mag zu thun haben, was er will, ein Mensch, der so gut in der Feder ist, kann sich eine Stunde Schlaf abbrechen und ordentlich schreiben. Aber er hat keine Liebe zu mir. Es steht ja da.“

„Wo steht's?“

„Da, da schreibt er: Ich betrachte den Herrn Justizrath als meinen Vater.... Das darf man nicht, das ist zu viel, ich leb' ja noch, ich glaub nicht, daß ich schon gestorben bin.“

„Mann, wie kannſt du nur ſo reden? Das iſt nur ſo geſagt, wie die Studirten reden.“

„Mag ſein, aber ich bin nicht ſtudirt und du ſollteſt mir meinen geraden Verſtand nicht verdrehen wollen.“

Er ging raſch davon, aber im Fortgehen warf er noch einen grimmigen Blick auf das Bild. „Ja, du biſt der Frieder,“ ſagte er, aber er ſagte es nur in ſich hinein.

Als Magdalena allein war, geſtand ſie ſich, ihr Mann habe recht, und es ſei gut, daß er ſich durch keine Einrede von ſeinem geraden Verſtand abbringen laſſe; ſie ſelber fand auch die Briefe Emils ſehr unkindlich und hart, und als Jakob am Abend heimkam, ſagte ſie:

„Mit dem Emil haſt du leider Gottes recht. Aber ſieh, da iſt ein guter Brief von Albrecht.“

„Lies vor!“

Sie las und beide Eltern waren glücklich über die herzgetreue Art des Sohnes. Am Schluſſe des Briefes hieß es: „Liebe Eltern, gebt acht, nächſtens fliege ich an Euch vorbei.“

Es klärte ſich bald auf, was damit gemeint war.

Magdalena ſchnitt Gras am Bahndamm und ſie dachte, wie ſchon das Gras auf dem Grabe der guten Frau Heiſter gewachſen, da kam ein Güterzug heran. Magdalena hatte ſich dran gewöhnt, nicht mehr nach den Zügen aufzuſchauen, aber heute riß etwas an ihr, daß ſie ſich aufrichtete und mit der Sichel in der einen und dem Grasbüſchel in der andern Hand, nach dem Zuge ſchaute, und „Mutter!“ rief's von der Lokomotive und vorbei ſauste der Zug; ein dreifacher ſchriller

Pfiff, der an dieser Stelle sonst gar nicht bräuchlich ist, tönte nach. Magdalena warf Sichel und Gras weg und eilte zu ihrem Manne an den Ueberweg.

„Hast du ihn auch gesehen?“ rief ihr Jakob entgegen. „Jetzt weißt, was das zu bedeuten hat: Ich flieg an Euch vorbei. Unser Albrecht ist Lokomotivführer.“

„Und er hat mir Mutter gerufen.“

Am Abend kam Albrecht, er hatte neben dem alten Führer seine Probefahrt gemacht und die Eltern waren glücklich mit dem Sohne, der es stetig immer weiter brachte. Man zeigte Albrecht die Briefe Emils und er sagte abgewendet in gezwungenem Tone: „Er ist halt ein Schulmeister und macht Redensarten.“

Albrecht hatte in der Stadt und auf der Weltausstellung, wohin er mit der Maschine geschickt war, sich bereits vielfältige höhere Kenntnisse erworben, aber es kam ihm nicht in den Sinn, vor den Eltern damit zu prahlen, oder gar sie mit unverständlichen hohen Redensarten zu beschämen.

Zwanzigstes Kapitel.

Albrecht, der sonst so viel gute Ruhe mitbrachte, schien heute etwas von der Unruhe der Locomotive an sich zu haben; er hörte kaum zu, wie die Mutter sagte, die Locomotivführung sei doch eine gefährliche Sache, Jakob dagegen belehrte: „Gefährlich just nicht besonders, aber gar verantwortlich. Die Hauptsache ist, nicht schlafen; ich mein', nicht mit offenen Augen schlafen."

„Hörst, was dein Vater sagt?" stieß Magdalena ihren Sohn an, der unachtsam drein starrte.

„Ja wohl! Ja wohl!" sagte Albrecht sich aufraffend, „Ihr habt Beide recht."

Er wollte nach der Station, um mit dem Nachtzuge nach der Hauptstadt zurück zu fahren; dazu hatte es noch lange Zeit, aber er machte sich rasch auf den Weg.

Magdalena begleitete ihn.

„Ich geh' zu Nachbar Süß," erklärte Albrecht.

„Da begleite ich dich."

Die Mutter hatte wohl gemerkt, daß zwischen Albrecht und Viktoria etwas vorging, das ihn bestimmt hatte, so schnell nach einer Versorgung auszuschauen; sie war entschlossen, zeitig einzugreifen. Ihr Stolz, ihr Lieblingssohn, sollte Besseres haben auf der Welt. Sie war eine gute Mutter an allen Kindern, das ist

keine Frage, aber so schön und was noch mehr ist, so grundgut und was noch mehr ist, so bedachtsam war keines ihrer Kinder. Magdalena war voll Bangen, denn wenn ein Kind eine feste Neigung hat, wie soll man dagegen wirken? Es kann sein, daß man gerade dadurch eine mißliche Sache erst recht fest macht.

Noch nie waren Mutter und Sohn so lange schweigend neben einander gegangen, wie jetzt, denn Jedes wartete auf das Wort des Andern. Endlich begann doch die Mutter und fragte, wie hoch der Gehalt des Sohnes sei; er nannte die Summe und fügte halb zaghaft hinzu, daß er nun schon eine Frau ernähren könne.

Magdalena sagte nur: „Du hast Schwestern, die älter sind als du, und du thust gewiß gern etwas für sie, wenn sich ein Schick giebt, zur Aussteuer.“

„Gewiß, Mutter! da soll's nicht fehlen.“

„Auf den Emil zähl' ich in nichts.“

„Ich auch nicht.“

„Du könntest deinem Vater jetzt gleich eine große Freude machen, von dir thät er's annehmen.“

„Saget nur, was es ist.“

„Schau, dein Vater ist gar oft von schwerem Gemüth, er hat schon Schweres erlebt.“

„Was denn? Darf ich's nicht wissen?“

„Wir wollen später einmal darüber reden. Du weißt, dein Vater ist ein Mann — von Wien bis Paris ist da noch kein besserer gefahren und wird kein besserer fahren, so lang das Eisen hält. Ich hab' dir nur sagen wollen, man kann deinen Vater mit einer Kleinigkeit glücklich machen, mit einem halben Nichts.“

Albrecht lachte laut und die Mutter fragte: „Was lachst?“

„Ja Mutter, das erzähl' ich meinem Lehrer in der Mathematik: Meine Mutter ist so genau und sparsam, daß sie noch ein Nichts theilen kann.“

„Jetzt genug, ich will dir nur sagen: kauf deinem Vater ein neues Waldhorn aus deinem Geld, sag' aber nichts davon, daß ich dich dazu ermahnt hab'.“

Mit diesem Plan, das spürte Magdalena, war der Sohn wieder heimgezogen; die Süß mit sammt ihrer Tochter kriegt ihn noch nicht.

Im Hause des Nachbars Süß war Alles wohl aufgeräumt, die Stube und die Menschen, besser als je; Albrecht war offenbar erwartet worden. Mutter und Tochter waren überrascht, daß Magdalena mitkam; aber sie thaten, als ob das ein besonderes Glück wäre, und Viktoria war heute sehr zutraulich und auch ehrerbietig gegen sie, wie noch nie. Magdalena konnte, wenn es darauf ankam, doch auch falsch oder wenigstens höflich sein. Warum nicht? Man muß Alles können. Als Frau Süß mit ständigem Lachen sagte, die neue Beamtung Albrechts sei gewiß nur eine Durchgangsstation — sie wiederholte das Wort oft, sie war stolz darauf — er käme von da aus zu Höherem, stimmte Magdalena bei.

Eine Flasche Wein war bereit gehalten; man stieß an, man trank, und Frau Süß lachte hellauf, als Viktoria von ihrem Wein verschüttete. „Das ist ein gutes Zeichen!“ rief sie und lachte nochmals.

Als man Abschied nehmen wollte, gingen Frau

Süß und Viktoria noch mit. Vor dem Hause sagte Magdalena: „Geh du voran mit Viktoria, aber nicht zu schnell, wir kommen nach.“ Sie wollte nicht, daß die Beiden hinter dreingingen.

Nach einer Weile wendete sich Albrecht um und fragte:

„Mutter! Wollet Ihr nicht umkehren? Wird's Euch nicht zu weit und zu spät?“

„Nein. Du mußt noch auf einen Sprung mit mir ins Pfarrhaus zu deiner Schwester.“

„Die Frau Maier erzählt, es sei ein Besuch im Pfarrhaus, ein Missionär von den Menschenfressern,“ berichtete Frau Süß lachend; sie lachte immer, auch jetzt, wo sie doch sehr ärgerlich war, und auch wenn sie von Menschenfressern sprach.

Nicht weit vom Dorfe kehrten Frau Süß und Viktoria um.

Magdalena hatte ihren Zweck erreicht, sie nicht allein mit ihrem Sohne zu lassen, und es war ein übermüthiger Ton darin, als Magdalena beim Abschied für die gute Bewirthung und gute Begleitung dankte.

Wieder gingen Mutter und Sohn still dahin; am ersten Hause des Dorfes hielt Albrecht an und fragte:

„Mutter, meinet Ihr, daß was zwischen mir und der Viktoria ist?“

„Du hast mir noch nichts davon gesagt.“

„Und was haltet Ihr von ihr?“

„Wenn du mich ernstlich fragst, will ich dir ernstlich antworten; wenn du aber fragst und schon beschlossen hast —“

„Es ist noch nichts beschlossen.“

„So rath' ich dir: nimm drei Locomotiven und fahr davon. So viel Sterne als da über uns sind, so vielmal dank' ich Gott, daß du noch frei bist und keine falschen Versprechen gemacht hast.“

Nicht heftig und mit keinem bösen Worte, sondern ruhig und klar setzte Magdalena ihrem Sohne auseinander, wie er sich für sein ganzes Leben unglücklich mache, wenn er sich mit Viktoria verbinde; sie sprach so eindringlich, daß ihr Albrecht endlich die Hand gab und sagte: „Mutter, es ist nichts und wird nichts. Ich bring' Euch keine Frau, die Ihr nicht auch von Herzen gern haben könnt.“

„Meinetwegen allein sollst du's nicht aufgeben, es ist deinetwegen. Ich weiß, es thut dir jetzt weh, aber es wird dir später wohlthun und du hast kein gebrochenes Wort auf deinem Gewissen.“

Der Athem Albrechts ging rasch und schwer, Magdalena nahm wieder auf.

„Ich kenn' dich. Du hast gemeint, du hättest da Pflichten, und hast dich zwingen wollen, denen nachzukommen. Es ist nicht möglich, daß du da mit ganzer froher Seele dabei bist. Drum ist's jetzt besser so.“

Die Mutter hatte vollkommen recht. Albrecht hatte sich mit großem Eifer Kenntnisse zu erwerben gesucht, hatte sich einen höheren Lebensplan gestellt und denselben wegen Viktoria wieder aufgeben wollen. Jetzt war er frei.

Mit beruhigtem Gemüthe kamen Mutter und Sohn beim Pfarrhaus an, wo mehrere Stuben hell erleuchtet waren.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Pfarrersleute waren noch bei Tiſche, mehrere Gäſte waren da und es wurde laut geſprochen; aber die Pfarrerin hatte ein feines Ohr, ſie hörte doch, daß draußen in der Küche bei Lena Fremde waren. Sie kam heraus und that es nicht anders, Magdalena und Albrecht mußten in die Stube und ſich noch mit zu Tiſche ſetzen. Sie wurden allſeitig willkommen geheißen, denn die Pfarrerin ſagte geſchickter Weiſe, die Herren hätten das Eſſen gelobt, das Lob gebühre der Frau Magdalena, die ihre Tochter in Allem unterwieſen habe.

Unverſehens wurde Magdalena der Mittelpunkt der Geſellſchaft, da die Pfarrerin hinzuſetzte: „Ja, unſere Frau Ketterer, die kann nicht nur gut kochen, ſie kann auch Kinder erheitern wie keine zweite. Unſer Aelteſter, der Student, war ein ſehr eigenſinniger Knabe, und als er eines Mittags ſich zum Schlafen niederlegen ſollte, weinte und ſchrie er, daß Lena, die damals noch Schulkind war, ganz verzweifelte und wir uns nicht zu helfen wußten. Da kam Frau Ketterer und ſagte: Ach was! So ſchlaft ein Kind nicht ein und ſo thut's ihm nicht gut. Erheitern muß man ein Kind. Sie nahm nun Rudolph auf den Schoos, und bald lachte

er mit Thränen auf den Backen und bald schlief er und lächelte noch im Schlaf."

Magdalena war doch einigermaßen verlegen über Erwähnung dieser Kleinigkeit, aber die gelehrten Herren fanden diese Methode sehr pädagogisch. Ein fremder Mann fügte hinzu, er habe Aehnliches auch bei Heidenbekehrungen angewendet. Es war der Mann, dem zu Ehren das Festmahl heute Abend bereitet worden, ein Missionär aus Ostindien, der als Gast im Pfarrhause eingekehrt war, ein schlanker junger Mann, von kühnem und entschlossenem Gesichtsausdruck. Er erzählte auch, wie mühselig es ihm geworden, in fremdem Lande sein eigener Koch zu sein, und daneben, wie seltsam die Heiden ihre Speise bereiten. Er erzählte gut und Alles hing an seinen Lippen.

Als er das Tischgebet gesprochen hatte, setzte er sich zu Magdalena und Albrecht und sprach zutraulich mit ihnen. Er fragte Albrecht, ob er nicht Lust habe, bei der Eisenbahn in Ostindien in Dienst zu treten. Albrecht verneinte, und Magdalena setzte hinzu: „Unsere Kinder sind nicht so für die weite Welt."

Warum sagte sie: unsere Kinder? Sie wußte es nicht; aber es ist wie ahnungsvoll, daß manchmal solches sich unwillkürlich ausspricht.

Die fremden Pfarrer rüsteten sich zum Gang nach der Station, um heim zu reisen, sie waren alle vom Wein und vom Reden erhitzt.

Der Pfarrer und der Missionär begleiteten sie; der Missionär sagte, er habe wichtige Briefe aufzugeben, die er gerne selber besorge.

Der Pfarrer ging mit seinen Amtsbrüdern, wie zufällig blieb der Missionär eine Strecke zurück mit Albrecht; er schien an dem offenen Wesen des jungen Mannes entschiedenes Wohlgefallen zu haben. Einmal sagte er sogar: „Sie haben offenbare Aehnlichkeit mit Ihrer Schwester.“

Die Schwester hatte indeß der Mutter ein Stück Weges das Geleit gegeben.

„Er ist ein recht manierlicher Mann, der Missionär,“ sagte Magdalena, „und er kann auch weltlich reden. Woher ist er denn gebürtig?“

„Ich glaub' da drunten vom Rhein her, da bei Holland.“

„Hat er dir das selber gesagt?“

„Nein, heißt das ja, die Pfarrerin hat mir's gesagt, aber er auch.“

„Was sagt die Pfarrerin sonst von ihm?“

„Sonst? Nichts.“

„Spricht sie nicht davon, daß es eine Glückseligkeit wäre, Missionärsfrau zu sein?“

„Nein Mutter, im Gegentheil, sie macht einem schaudern davor. Ihr wisset ja, sie ist auch fromm und gläubig, sie ist aber nicht so fürs Bekehren, wie der Herr Pfarrer; ich glaub', der ging heut' noch gern. Aber jetzt muß ich umkehren. Gut Nacht, Mutter.“ Sie umarmte die Mutter heftig und rannte davon. Eine Strecke entfernt rief sie noch:

„Mutter! Die Herren wollen morgen zu Euch kommen. Gut Nacht.“

Magdalena ging nachdenklich durch die stille Nacht heimwärts.

Das Kind wird doch nicht schon ans Heiraten denken und nun gar ...

Der Zug pfeift, jetzt treffe ich ihn noch wach, sagte Magdalena, an ihren Mann denkend. Was hat sie ihm nicht Alles zu erzählen! Daß Albrecht los ist, aber Lena vielleicht schon angebunden.

Im Nachbarhause bei Süß war kein Licht mehr. Magdalena mußte nicht weit von Numero 373 warten, bis der Zug vorüber war, und wie sie an der Bahn stand, meinte sie, der Zug fahre grad auf sie los; sie war schreckhaft, sie hatte eben heute gar so viel auf der Seele.

Zu Hause traf sie Jakob bereits schlafend, er schlief immer schnell ein; sie mußte nun so Vieles, was sie zu berichten hatte, still tragen bis zum andern Morgen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Kind wird doch nicht schon ans Heiraten denken und nun gar ...

Ja, gestrenge Mutter im Neste, die Jungen sind ausgeflogen, dort am Schwarzdornhag steht deine älteste Tochter, pflückt einen Haselzweig ab und zerbeißt ihn, und wie sie jetzt den Pfiff der Locomotive hört, sagt sie fast laut vor sich hin: Die zieht die Menschen fort in die weite Welt hinaus ...

Sie sieht zu den Sternen auf und denkt daran, wie der Missionär ihr von den wunderbaren Sternbildern geredet hat, die man in Ostindien sehe.

Was hat er doch Alles mit ihr geredet!

„Hätten Sie einen innern Trieb, für unsern heiligen Glauben auch etwas Besonderes zu thun?"

„Wenn ich was Besonderes thun kann, von Herzen gern. Aber ich wüßt' nicht."

Seltsam! Er sagte auf dies erste Gespräch nichts weiter, er ging davon, wie wenn auf solche Reden keine Antwort nöthig wäre.

Es muß die besondere Art der Missionäre sein, ein Gespräch so halbgar stehen zu lassen; just ungeschickt wäre das nicht, denn das stöbert das Innere des Andern auf und macht ihn nachdenklich.

Bei Lena war dieſer Zweck entſchieden erreicht, denn ſie dachte, er wird doch mein Sparkaſſenbuch nicht wollen? Das kann Gott nicht verlangen. Oder wär's vielleicht? ...

Das war das erſte Geſpräch, das beim Bügeln der Feinwäſche im großen Hausflur geführt wurde. Das zweite Geſpräch gab nicht gerade Antwort auf die ſtehen gebliebene Frage, aber man konnte ſie doch drauf deuten, denn diesmal — es war beim Wringen der großen Wäſche im Garten — ſetzte er ſich und fragte, ob ſie gern Unterricht gebe im Handarbeiten, und als ſie bejahte, ſchilderte er ihr, welch eine Gottſeligkeit es ſei, die Kinderſeelen unter den Heiden einzuſammeln und zu Gott zu führen.

Lena wuſch ruhig weiter.

Wunderlich, daß der Mann für ſie ganz allein ſo eine Predigt hält, oder hat das was zu bedeuten? Sie wrang einen Kiſſenüberzug aus, bis kein Tröpfchen mehr herauskam. Der Miſſionär ſchwieg lange ſtill und fragte endlich, ob ſie die älteſte Tochter des Bahnwärters Maier kenne.

Auf bejahende Antwort fragte er wieder, was ſie von ihr halte. Lena erklärte, daß ſie ſchon als Kind ins Pfarrhaus gekommen ſei, wenig Umgang habe, und ſich nicht getraue, über Menſchen zu urtheilen, die ſie nicht genau kenne.

„Immer brav! Das gefällt mir," ſagte er wieder und ging abermals davon.

Ein drittes Geſpräch war ſchon deutlicher. Er ſagte ihr — diesmal war's in der Küche am Herde, ſie

hatte ihm Feuer gegeben für seine Cigarre — welch eine weise Einrichtung es sei, daß den Missionären von der Oberleitung die Ehefrauen zugewiesen werden, die den Beruf zum heiligen Werke fühlen, denn ohne diesen sei kein Segen der Gemeinschaft denkbar.

Er fügte hinzu, wie die unglücklichen Ehen davon stammen, weil man sie auf ein Gefallen, auf das, was man geheimen Zug nenne, baue, „wir aber," schloß er, „wir fragen, wie liebst du unsern Gott und Vater."

Lena antwortete nichts und legte ein frisches Scheit an das Feuer.

„Verstehen Sie mich? Hören Sie mich?" fragte der Missionär.

„Ja wohl, ich höre."

Er erklärte nun, daß es da keine schwärmerische sogenannte gute, aber auch keine zänkische und böse Ehe gebe, sondern eben eine fromm dienende.

„Wem das recht ist, für den mag das gut sein," entgegnete Lena und dachte in sich hinein: dienende Ehe! Wenn ich lebenslang dienen soll, bleibe ich lieber da, wo ich bin, und bleibe ledig.

So dachte Lena zurück, während sie mit ihren scharfen Zähnen den Zweig zerbiß; da hörte sie die Stimme des Missionärs, der rief:

„Das ist mir lieb, daß ich Sie treffe."

„Ich habe meine Mutter ein Stück Weges begleitet," entgegnete Lena.

„Welch eine prächtige Frau! Und Ihr Bruder ein Herzmensch!"

„Es freut mich, daß sie Ihnen so gefallen."

„Und Lena! Ahnen Sie nicht, welche Briefe ich abschickte und selber aufgab?“

Sie schüttelte den Kopf, und er fuhr fort:

„Ich habe meine Oberen gebeten, mir zu erlauben, eine Frau zu wählen, die durch die Gnade des Himmels mir begegnete. Ich zweifle nicht, daß ich bejahende Antwort erhalte und dann —“

Er hielt inne und erst nach tiefem Athemholen fuhr er fort:

„Lena, willst du mir in die weite Welt folgen? Willst du?“

„Ich muß ja.“

„Du mußt?“

„Ja. Ich kann ja nicht anders.“

Die Beiden umarmten sich und hielten sich umschlungen. —

Schnell aber riß sich der junge Mann aus den Armen des Mädchens los, und nur leise sagte er: Kniee mit mir!

Die Beiden knieten auf der Erde, und mit zitternder Stimme sprach der Missionär: „Du Allvater! Lenke das Verlangen, das uns einander zuführt, zu deinen Gnaden. Gieb uns Kraft, heilige uns zu deinem Dienste und stehe uns bei im Leben und Sterben. Amen.“

Lena weinte so heftig, daß sie ihren Kopf an seine Brust legen mußte, er aber hielt die Hände gefaltet.

Endlich richteten sie sich auf, und Lena sagte:

„Ich meine, ich dürfte dir keinen Kuß mehr geben, du bist so heilig.“

„Nein, ich bin auch ein schwacher, sündhafter Mensch.“

„Ja, sündhaft sind wir ja leider Gottes Alle —“ stimmte Lena bei. Sie gingen Hand in Hand einige Schritte, und das war ganz die Tochter Magdalena's, als sie stillestehend sagte: „Nicht wahr, man kann fromm und gottesfürchtig sein und doch die Schleife am Halstuch ordentlich binden? Komm, es ärgert mich schon lang, daß du dein weißes Halstuch umbindest wie einen Strick. Komm, laß mich's besser knüpfen.“

Demüthig und schalkhaft zugleich ordnete sie ihm das Halstuch zierlich. Er preßte die Lippen und hielt den Athem an, und wie vor sich selbst fliehend, rief er Gut Nacht und eilte davon.

Einzeln kehrten sie ins Pfarrhaus zurück, noch sollte die Verlobung geheim bleiben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Ich hätt' dir gestern Abend noch gern was erzählt," sagte Jakob andern Morgens, „die Tochter von unserm Nachbar Maier wird Braut mit dem Missionär, der im Pfarrhaus wohnt; er ist deswegen kommen."

„So? Und ich hätt' dir gestern noch gern grad das Gegentheil erzählt."

Sie berichtete vom Pfarrhause und was sie vermuthe, sie ging in ihrem Eifer bereits so weit, Alles als sicher darzustellen.

Jakob war ein geduldiger Zuhörer, zumal wenn er Kartoffeln schälte, und heute war noch ein besonderer Tag, es gab von heute an keine Kartoffeln mehr, bis man neue austhat. Endlich sagte er:

„Das Rickele ist mir gestern begegnet und hat mir gesagt, der Eichbauer habe noch gute Kartoffeln. Was meinst, sollten wir nicht noch ein Simri kaufen oder entlehnen, bis wir neue haben?"

„Mann!" rief Magdalena — wenn sie Mann sagte, war sie immer ärgerlich — „Aber Mann, hast denn nicht gehört, was ich erzählt hab?"

„Freilich."

„Und was meinst?“

„Das Kind ist noch zu jung, und ich glaub auch nicht, daß ein Kind von uns zu dem heiligen Geschäft paßt.“

„Die Lena ist in Allem unterwiesen wie eine Pfarrerin. Und eine besonders schöne Sache ist noch dabei: der Missionär, ich hab ihm das vornehme Wesen gleich angesehen, ist von adligem Geschlecht, vom vornehmsten. Baron von Drachenstein heißt er.“

„So? Das gilt aber da nichts. Unser Heiland und die Apostel sind, so viel ich weiß, nicht von Adel gewesen. Hab noch nie gehört, daß man vom Baron von Paulus und vom Graf von Petrus predigt.“

„Aber Vater, du bist ja ein wahrer Heid, ein Ketzer; dich sollt man zuerst bekehren.“

Jakob wischte sich den Mund und sah pfiffig drein, er war heute besonders gut aufgelegt; er nahm wieder auf:

„Wenn so ein Missionär von den Menschenfressern verspeist wird, ich glaub nicht, daß ein Adliger anders schmeckt wie unser eins.“

„Aber Mann, woher kommst du zu solchen Redensarten?“

„Meine Zeitung ist mein Lehrmeister, und ich sag dir, wenn's damals Zeitungen gegeben hätt', die Apostel hätten auch Zeitungen —“

„Jetzt genug! Ich will nichts weiter hören. Halt dich bereit, wenn ich dich rufen lasse.“

Jakob ging schmunzelnd davon, er ist zufrieden mit sich, er hat seiner Frau die Flausen zerstreut.

Magdalena mußte sich besinnen, was sie denn eigentlich für heute Besonderes vorhatte; ja, jetzt fiel's ihr ein, die Kleider der Frau Justizräthin müssen gesonnt werden. Sie hatte sie bisher noch nicht ans Tageslicht gebracht, weil sie den Neid der Nachbarinnen nicht erregen wollte, aber jetzt kommt der Neid doch und da gehts in Einem hin.

Als sie die Kleider im Garten aufhing, besonders die schwarzseidenen und auch die von grauem Barege, sagte sie in sich hinein: die passen für eine Missionärin und für eine Baronin. Wer weiß, ob die Selige nicht geahnt hat, was kommen wird; nicht umsonst hat sie gesagt: die Kleider sind einstmals für deine Töchter.

Die Nachbarinnen bemerkten nichts, nur die Sonne sah die schönen Kleider und den großen Shawl, der auf der Wiese lag.

Die Sonne stand hoch und stieg nieder, der Missionär kam nicht und auch keine Botschaft aus dem Pfarrhause. Dafür aber kam etwas, woran man nicht mehr gedacht hatte. Der Hülfswärter brachte von der Station eine kleine Kiste. Die Frau Justizräthin ist ja todt, wer kann denn was schicken? Magdalena öffnete, und aus vielen Umhüllungen blinkte es ihr golden entgegen: ein schönes Waldhorn, und in der Mundspitze lag ein Zettel mit den Worten:

„Meinem lieben Vater zur Lustbarkeit, von seinem Sohne Albrecht."

Magdalena wartete ab, bis Jakob mit seiner Tafel bahnaufwärts die Strecke beging, dann eilte sie in das Wartehäuschen am Ueberweg und legte das

Waldhorn mit dem Zettel auf den Stuhl; schnell versteckte sie sich im Hopfengarten, von wo sie Alles übersehen und hören konnte.

Weit drüben über den Vogesen ging die Sonne hinab und vergoldete die Schienen hier, und aus dem Bahnhäuschen tönte es wunderbar, bis der Eilzug kam. Als der Zug vorüber war, eilte Jakob ins Haus:

„Das hast du mir hingelegt, du Wetterhex! Ja, es macht mich glücklich und wieder ganz jung, und ich kann noch blasen. Der Bub ist brav, er hat's behalten, daß ich ihm vor Jahren einmal das Verlangen ausgesprochen."

Magdalena nickte still. Als der Mond herauf kam, blies Jakob abermals, daß es weit hinaus schallte, bis ins Dorf hinein, wo die Menschen verwundert fragten, woher der längst verklungene Waldhornklang ertöne.

Jakob mochte das ahnen, denn er sagte:

„Ja, Mutter, das kann auch bös sein. Die Menschen werden jetzt fragen, woher kann er denn so blasen? und da werden sie nachforschen nach dem, was vergangen ist."

„Verdirb dir deine Freude nicht," tröstete Magdalena, „sie wissen alle, daß du Postillion gewesen bist, und weiter ist's nichts."

Jakob blies abermals, und sie hörten nicht, daß zwei Menschen gekommen waren, die plötzlich vor ihnen standen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

„Vater, Ihr ſeid's, der ſo ſchön . . . Mutter! Da iſt . . .“

Weiter konnte Lena nicht reden. Sie lag der Mutter am Hals.

Jakob war aufgeſtanden und ſtand Aug in Auge dem Fremden gegenüber, der gerade ſo groß war, wie er ſelber. Er faßte die Hand des Fremden, ſie war ſchmal und fein wie ſein Antlitz.

„Grüß Gott,“ ſagte Jakob, und mit wohlklingender zum Herzen dringender Stimme erwiderte der Fremde: „Ja. Gottes Gruß über uns!“ Er erklärte, daß er Lena zur Frau begehre; er habe bei ſeinen Oberen angefragt und vor einer Stunde ein Telegramm erhalten, das die Einwilligung gab, mit dem Zuſatze, daß er andern Morgens ſofort nach England abreiſe. Mutter und Tochter ſtanden Hand in Hand und warteten auf das Wort des Vaters, der ſich wieder geſetzt hatte.

Der Fremde wurde dringender, indem er wiederholte:

„Ich bitte um Ihre Einwilligung.“

Noch immer antwortete Jakob kein Wort und der

Fremde, der im Blicke Jakobs geleſen hatte, rief mit bewegter Stimme:

„Ich bitte, ſagen Sie nicht Nein, denn meine erwählte Braut, die mir beſtimmte Frau, müßte mir gegen Ihren Willen folgen. Sie wiſſen ja, daß man Gott noch mehr als den Eltern nachfolgen muß.“

Die Mienen Jakobs verfinſterten ſich, er zog die Brauen zuſammen und richtete einen ſcharfen Blick auf den Fremden und dieſer Blick ſagte: Biſt denn du ſchon Gott?

„Vater, ich bitte, ſaget doch ein Wort,“ fiel Lena ein. Jakob ſtrich ſich mit der ganzen Hand über das Geſicht, dann fragte er:

„Ja, Lena, haſt denn überlegt, was das heißt? Fürchteſt du dich nicht, ſo in die fremde Welt hinaus und Allem nach auf ewig von deinen Eltern fort?“

„Nein,“ entgegnete Lena, „der himmliſche Vater iſt überall bei uns, und ich bin nicht in der fremden Welt, ich bin daheim bei meinem Mann.“

Jakob nickte faſt lächelnd: die hat im Pfarrhaus ſtudirt, die iſt geiſtlich, die kann reden, wie von der Kanzel.

„Gut. Alſo gut,“ ſagte er. „Wie heißen Sie?“

„Drachenſtein.“

„Alſo Herr Baron von Drachenſtein.“

„Nicht ſo, ich heiße Pfarrer.“

„Aber den Namen behalten Sie doch? Alſo Herr Baron oder Herr Pfarrer, was wird Ihre Familie ſagen, wenn Sie ein Kind von ganz geringen, ich ſage, ganz geringen Leuten heiraten?“

„Meine Mutter, die noch lebt, und die ich benachrichtigt habe, denkt ganz so wie ich; aber ich bin nicht mehr der Sohn meiner Familie, bin kein Baron, sondern ein Knecht des Herrn.“

„Gut. Das wäre also abgemacht. In Ordnung. Jetzt will ich Ihnen was sagen. Ich bin ein ehrlicher Mann ... das ist mein Stolz ... Ich will zuerst allein mit Ihnen reden, und hernach erst soll Ihr Wort gelten.“

„Aber was ist denn? Ich kenn den Vater gar nicht. Was hat er denn? So hab ich ihn noch nie gesehen. Was ist denn?“ pisperte Lena der Mutter zu; Jakob, der dies bemerkt hatte, wandte sich zu Magdalena:

„Mutter, thu mir die Liebe und widersprich mir jetzt mit keinem Wort.“

„Ich? O gewiß nicht!“ rief Magdalena und ihr Antlitz strahlte. „Du thust was recht ist. Recht hast du.“

„So kommen Sie mit mir,“ sagte Jakob und verließ mit dem Fremden die Stube.

„Was hat der Vater? Was hat er auf dem Herzen? Was ist denn geschehen? Ich habe nie gewußt, daß er ein Geheimniß hat und daß er so reden kann.“

„Laß deinen Vater! Kein Mensch auf der Welt, außer mir, weiß, was für ein Herzmensch, was für ein rechtschaffener und starker Mann er ist. Lena! Wenn dein Mann die Probe besteht, dann wirst du ganz glücklich und der Segen vom Himmel ist auf Euch und ich bin ohne Sorge um dich.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Draußen auf der Bank ſaßen die beiden Männer. Jakob fuchtelte mit der rechten Hand in der Luft, mit der linken faßte er die Bank. Er ſchien das erſte Wort nicht finden zu können. Der Miſſionär begann daher:

„Ich hab's Euch an den Augen angeſehen, daß Ihr ſchon Schweres erlebt habt.“

„So? Sieht man mir's an den Augen an?“

„Ja, aber nicht Jeder, denn noch Niemand hat Euch ſo angeſehen, wie ich. Eure Augen ſprechen, daß ſie ſchon im bitterſten Harm feucht geworden ſind.“

„Herr! Was ſind Sie für ein Menſch, der das ſo ſieht?“

Er hielt wieder an, und der Miſſionär bat ihn, offen Alles zu ſagen, was er auf dem Herzen habe.

„Ja, ja,“ nahm Jakob auf, „aber ſagen Sie mir zuerſt: Haben Sie ſich nach mir erkundigt?“

„Nein.“

„Auch bei unſerm Herrn Pfarrer nicht?“

„Nein.“

„Ich glaube auch nicht, daß er weiter von mir und von der Mutter weiß. Herr! Wir ... wir haben im Zuchthaus geſeſſen.“

„Unſchuldig?“

„Die Mutter unſchuldig, ganz unſchuldig, aber ich . . . ſchuldig.“

„Das iſt ſchon brav, daß Ihr das gradaus ſagt.“

„Ja, Herr! Ich wollte, der Herr Juſtizrath wär da, aber er iſt in Frankreich und da muß ich ſelber berichten. Alſo: Es war eine Nacht wie heute, da hat's angefangen und es war eine Nacht wie heute, da hat's geendet.“

Jakob preßte beide Hände zwiſchen die Kniee, beugte den Kopf und erzählte wie in den Boden hinein, wie er geſündigt und wie er gebüßt, und er ſchloß:

„Herr! Ich ſpür's noch oft, wie wenn mir Ketten an die Füße angeſchmiedet wären, die keine Feile abthun kann. Der Herr Juſtizrath hat mir geſagt, gerichtlich ſei Alles ausgelöſcht, aber was ich gelitten habe, das kann ich in hundert Nächten nicht ſagen und das kann keine andere Menſchenſeele ausdenken —“

„Doch, doch,“ fiel der Miſſionär dem Stöhnenden in die Rede. „Doch, ich weiß. Das wilde Heer iſt durch Eure Seele gezogen, Wölfe, Drachen, Hundehetzen, Peitſchen. Oft habt Ihr gewünſcht: wenn ich nur unter den Rädern der Locomotive läge — und dann hat das Denken an Eure Kinder Euch am Leben erhalten —“

„Ja, ſo war's.“

Der Miſſionär fuhr fort: „Ich ſehe, ich höre, wie Ihr beim Erwachen ſpracht: Warum kann man nicht aufwachen und Alles iſt nicht wahr, man hat das

Schreckliche nur geträumt, und oft hast du gemeint, die Erde weicht, der Himmel stürzt ein, in jedem Trunk Wasser, in jedem Bissen Brod hast du Bitterniß verspürt —"

„O Himmel! Haben Sie denn auch einmal so was begangen, daß Sie das Alles so wissen?"

„Nein, dem Herrn sei Dank, es ging an mir vorüber, und im Namen unseres Gottes und unseres Erlösers sage ich dir: du bist hoch begnadigt, daß du aus der Zerknirschung dich aufgerichtet hast —"

Jakob war an der Bank auf die Erde gesunken und kniete. Der Missionär richtete ihn auf und rief:

„Komm zu mir, Bruder! Vater der mir von Gott Beschiedenen! Ich danke dir, du Weltenschöpfer, du Weltenversöhner, daß du mich nach deinem unerforschlichen Rathschlusse hiehergeführt."

Der Missionär umarmte Jakob und küßte ihn, dann rief er:

„Laß diesen Kuß dir ein Bürge sein, daß du die Liebe verdienst, daß du die Liebe hast von einem Diener des Herrn und wie ich in innerster Seele weiß, rein dastehst vor Gott dem Herrn."

Jakob faßte mit Kraft die Hand des Mannes, aber sein ganzes Wesen zitterte.

„Die Weibsleute haben lang gewartet," sagte er endlich: „komm, jetzt wollen wir ihnen die frohe Botschaft bringen."

Und es war eine frohe Botschaft. Der Missionär küßte der Mutter die Hand. Das war vielleicht doch noch ein Rest aus früherer Gewöhnung, und Magdalena

rief: „Meine Hand ist noch nie geküßt worden. Lena,“ fügte sie dann hinzu, rasch einen heitern Ton einschlagend, „Lena gieb du ihm einen rechtschaffenen Kuß von mir auf den Mund.“

Magdalena umhalste und küßte Jakob. Noch nie hatte ein Kind solche Zärtlichkeit der Eltern gesehen, und Jakob, sich aus den Armen seiner Frau los machend, sagte schmunzelnd und feuchten Auges: „Ist gut, Mutter! Es ist noch eine Flasche Wein da, die die Frau Justizräthin das letztemal hier gelassen hat, ich hab sie eingegraben, jetzt soll sie auferstehen.“

Die beiden Paare stießen an und das Brautpaar war's zufrieden, daß man nicht aufstand, bis die Flasche leer war.

Jakob begleitete noch das junge Paar bis zum Dorfe und als er heimkam, saß Magdalena schlafend im Heister'schen Lehnstuhl.

Mit leisem Tritte holte er sein Waldhorn, setzte es an die Lippen und blies einen Choral. Magdalena erwachte und Jakob rief, das Waldhorn absetzend, mit heller Stimme: „Mutter! Der jüngste Tag ist da, wir sind auferstanden in Seligkeit.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zu ebener Erde in dem Studirzimmer des Pfarrers war noch Licht, und als der Missionär und Lena die Hausthür öffneten, kam ihnen der Pfarrer mit der Lampe in der Hand entgegen.

Der Pfarrer war bis vor einer Stunde auf dem Eichhof gewesen und hatte erst bei der Heimkehr von der schnellen Verlobung gehört. Er ließ die Beiden in seine Studirstube eintreten und sprach seinen Glückwunsch aus, dann sagte er, der Herr Amtsbruder solle noch bei ihm bleiben.

„Ich möcht' nur noch fragen," sagte Lena im Gehen, „wie steht's mit der jungen Eichhofbäuerin?"

„Sie ist schwer krank."

„Und das Kind?"

„Ist frisch und gesund und deine Schwester ist ein wahres Glück für das ganze Haus, sie ist aber von den Nachtwachen so abgemattet, daß deine Mutter oder eine andere gute Frau ihr Hülfe leisten muß."

Lena ging in ihre Kammer. Der Pfarrer hieß den Missionär sich zu ihm setzen und machte eine große Einleitung, wie grundbrav, wie tadellos das Leben von Lena's Eltern sei; mit stockender Stimme setzte er

hinzu, daß die Beiden nicht wüßten, wie er im Auftrage des Vereins für entlassene Sträflinge sie besonders im Auge habe.

Der Pfarrer fügte hinzu, daß die Kinder nichts von der Vergangenheit der Eltern wissen; der älteste Sohn sei ein unruhiger Charakter, der noch gut und schlecht werden könne, die anderen aber seien wahre Muster von Bravheit und Frische; noch könne er nicht entscheiden, ob es besser wäre, man sage ihnen, was vorgegangen, oder man lasse es in Hoffnung, daß es vielleicht verborgen bleibe, auf den Zufall ankommen.

Als der Missionär die aufrichtige Beichte Jakobs und dessen Qualen erzählte und wie er da in den tiefen Grund einer einfachen Seele geschaut, sagte der Pfarrer, er habe dem Manne solche Tiefe nicht zugetraut, obgleich der eigenthümliche Glanz seiner Augen Ungewöhnliches vermuthen ließ. Der Pfarrer war ein echt menschenfreundlicher, sein Amt mit heiligem Ernst pflegender Mann, aber eine leise Verdrossenheit konnte er doch nicht unterdrücken, daß ein Mann aus seiner Gemeinde und noch dazu Jakob, dessen Tochter er so viele Jahre im Hause hatte, die Heilung seiner Seele einem Fremden anvertraute. Allerdings mußte er sich wieder sagen, daß das Bekenntniß Jakobs eine einfache That der Rechtschaffenheit war.

Die beiden Geistlichen ergingen sich in der Betrachtung, wie eine völlige Wiedergeburt und Reinigung sich vollziehe. Sie besprachen das große Räthsel — das für sie freilich keines war — daß die Menschenseele nur durch den Leidenstod zum echten ewigen Leben

auferstehe; sie waren darin einig, daß ein Gefallener, der sich wieder aufrichtet, um so höher steige, wie denn alle Religion sich an die Sündigen wende, und Sündige seien alle Menschen, die sich ihr Thun und Lassen ehrlich bekennen.

Im Pfarrhause und im Bahnhäuschen da draußen gab es in dieser Nacht wenig Schlaf.

Beim ersten Frühzuge standen Jakob und Magdalena am Wegübergang; es pfiff schon von Ferne ungewöhnlich, und richtig! Albrecht stand auf der Locomotive. Der Vater war stramm und aufrecht wie die zusammengewickelte Fahne in seiner Hand, aber Magdalena hielt in der einen Hand dem Sohne das hellglänzende Waldhorn entgegen und mit der andern Hand deutete sie auf den Vater.

Als der Zug vorüber war, ging Magdalena nach dem Pfarrhause, Jakob aber gönnte sich's, Tagwacht zu blasen, und erst, als die Glocke vom Dorfe läutete, hielt er an, nahm die Mütze unter den Arm und faltete die Hände zu stillem Gebete.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Pfarrer hielt zweimal in der Woche, früh am Morgen bevor die Leute ins Feld gingen, öffentlichen Gottesdienst.

Magdalena begegnete ihrer Tochter, als sie gerade mit dem Gebetbuch in der Hand aus dem Pfarrhaus kam.

„Grüß Gott! Ich hab's gewußt, daß Ihr kommet, Mutter," sagte Lena; weiter wurde kein Wort gesprochen. Die Beiden gingen still mit einander, und in der Kirche beteten sie aus Einem Gebetbuch.

Der Pfarrer überließ das Vorbeten des Vater-Unser dem Missionär und seine Stimme klang wunderbar. Mutter und Tochter weinten.

Nach Beendigung des Gottesdienstes eilte Lena ins Pfarrhaus, sie hatte Wasser über dem Feuer stehen; der Herr Pfarrer will immer bald den Kaffee, und heute ist noch ein Anderer da, dem sie gern das Beste bereitet hätte.

Magdalena wurde von der Nachbarin Frau Maier begrüßt, die selbstverständlich keinen Wochengottesdienst versäumte, und es war kein Geringes, daß Frau Maier der Nachbarin mit aufrichtigem Tone Glück wünschte.

„Zu was?“ fragten andere Frauen, die sich herzu gesellten. Die Verlobung Lena's mit dem Missionär wurde verkündet.

„Es soll ja ein Baron sein,“ rief die Bäckersfrau. Es wurde bestätigt, und die Bäckersfrau eilte heimwärts, um die große Nachricht ihren Kunden mitzutheilen.

Dafür kam eine andere Frau schnell athmend mit dem Gebetbuch in der Hand, es war Frau Süß.

Sie schimpfte auf die Dorf-Uhr, die nicht richtig mit der Bahn-Uhr gestellt sei; dadurch habe sie den Morgengottesdienst versäumt. Als sie die Kunde von der Verlobung hörte, rief sie:

„Es ist ja ein Baron, das ist eine große Ehr!“

„Davon spricht man nicht zuerst,“ ermahnte Frau Maier, „da und da,“ sie deutete auf die Kirche und auf den Friedhof, „ist davon keine Rede.“

„Und ich brauch keine Rede von Ihnen,“ entgegnete Frau Süß heftig schreiend.

Als Magdalena zu beschwichtigen suchte, rief Frau Süß höhnisch:

„So? hat die Advokatenmagd jetzt auch schon predigen gelernt? Ich könnte der Welt auch was predigen. Wart nur!“

Magdalena entfernte sich ohne ein Wort zu erwidern. Sie ging ins Pfarrhaus, wo sie die Pfarrersleute und den Missionär beim Frühstück traf. Sie mußte sich zu ihnen setzen.

Der Missionär sagte, er fahre nach dem Städtchen, wo der Eilzug anhält, Mutter und Braut sollten ihn begleiten. Magdalena war bereit, sie hatte vorsorglich

ihr Sonntagsgewand angezogen. Der Missionär fügte hinzu, daß es ihm vielleicht nicht möglich wäre, vor seiner Abreise nach Indien nach Deutschland zurück zu kehren; Lena müsse dann zur Trauung zu ihm nach England kommen. Das war freilich hart, aber die ganze Sache war ja so ungewöhnlich, daß man auch das hinnehmen mußte, wie es einmal war.

Als man eben aufstehen wollte, kam ein Bote vom Eichhof, der vom Bahnhäuschen hieher gewiesen war, er meldete, der Bauer und Nickele lassen Magdalena bitten, so schnell als möglich zu der Kranken zu kommen.

„Gehen Sie," sagte die Pfarrerin, „ich begleite dann Lena. Ich könnte wohl," fügte sie hinzu, „an Ihrer Stelle auf den Eichhof gehen. Ich weiß, Herr Bräutigam, es heißt in der Bibel: es ist besser in ein Klagehaus gehen, denn in das Trinkhaus. Aber ich bin leider Gottes ungeschickt bei Kranken."

Magdalena nahm eilig Abschied.

Sie traf glücklicher Weise den Knecht, der jeden Tag die Milch vom Eichhof an die Eisenbahn bringt; er war auf dem Heimweg und Magdalena trieb ihn an, rasch zu fahren.

Am Ueberweg rief sie Jakob schnell zu, was er für sie und im Hause besorgen solle.

Eine Stunde darauf fuhren in einer offenen Kutsche die beiden Pfarrer mit der Pfarrerin und Lena durch das Dorf. Alle, an denen sie vorbeifuhren, grüßten ehrerbietig, aber Lena, die neben der Pfarrerin im Vordersitze saß, schaute nicht auf, sie schämte sich des wunderbaren Glückes. Draußen vor dem Dorfe, wo

man das einsame Gehöfte sah, sagte Lena zu ihrem Bräutigam:

„Dort oben ist meine Mutter und meine Schwester. Wir sind hier so froh und dort ist so Trauriges."

Ja, Magdalena erfuhr in zwiefacher Weise herzbeklemmendes dort oben.

Die Kranke schlief als sie ankam. Sie verkündete leise dem Bauer die Verlobung Lena's und er sagte: „Wünsche Glück. Es ist doch noch Glück auf der Welt."

„Ist deine Mutter da?" rief es aus der Kammer.

„Mutter, kommet herein," sagte Nickele, und sie traten aus der Kammer in die Stube tretend.

„Anton! komm auch herein!" rief die Kranke.

Magdalena und der Bauer traten ein und die Kranke sagte:

„Richtet mich auf. So, jetzt sterb ich ruhig. Du Anton, gieb mir die Hand, und Ihr Magdalena gebt mir auch die Hand. Wenn ich sterbe, weinet nicht, es thut mir weh. Ja, wenn ich sterb, dann heiratest du das Nickele und du hast's gut und meine Kinder auch. O meine armen Kinder!" Sie konnte vor Herzstößen nicht weiter reden.

„Bäuerin, nimm dich zusammen," konnte der Bauer hervorbringen.

„Ja, ja," rief die Kranke. „Du hast selbst einmal gesagt, mit der wird einmal ein Mann glücklich, und meine Kinder."

Statt der Antwort wendete sich der Bauer an Magdalena und sagte:

„Seid so gut und lasset mich ein paar Minuten mit meiner Frau allein, nur ein paar Minuten.“

„Ja, ich hab nicht mehr viel,“ klagte die Frau, „gehet und kommet gleich wieder.“

Magdalena ging in die andere Stube und der Bauer sagte zu seiner Frau:

„Plag dich nicht und mich nicht. Du kommst wieder auf.“

„Nein, ich komme nicht mehr auf, und ich will's gut für dich und für meine verlassenen Kinder. O, meine Kinder!“

„Rickele!“ schrie die Kranke mit mächtiger Stimme, „Rickele! Komm herein. Komm hurtig! Deine Mutter auch. Kommet schnell!“

Rickele kam mit dem ältern Kind auf dem Arm und die Bäuerin, die in die Kissen zurückgesunken war, richtete sich mit aller Macht auf und sagte:

„Rickele, versprich mir, daß du meine Kinder nicht verlassen und eine gute Mutter an ihnen sein willst.“

Statt der Antwort faßte Rickele das Kind auf ihrem Arme, und das Kind umhalste sie.

Mit verklärtem Blick sah die Kranke auf und sagte endlich: „Gott sei Lob und Dank. Ich sterbe ruhig. Anton, gieb dem Rickele die Hand und redet weiter nichts.“

Magdalena schickte Rickele mit dem Kinde aus der Kammer. Die junge Wöchnerin verschied in den Armen Magdalena's. Der Bauer kniete schluchzend am Bette. Als er sich endlich aufrichtete und mit Magdalena in die Stube ging, sagte sie:

„Bauer, merket auf, was ich Euch sag: die Selige ist in Ruhe gestorben, und das ist gut. Ihr aber seid frei und ledig. Ich lass' mein Kind keinem aufzwingen und wenn er der König wär."

Mit kummervollem Blick und unter Schluchzen stotterte der Bauer: „Die Selige hat [illegible] ist so ... ich kann jetzt nicht weiter reden ..."

„Soll ich das Rickele heimschicken und bei Euch bleiben?" fragte Magdalena.

„Nein, es bleibt Alles wie es ist, und ich muß es tragen. Das Wort ist [illegible]. Ich kann jetzt nicht viel reden."

In derselben Stunde riß sich Lena mit schwerem Herzen von ihrem Bräutigam los.

Am Sonntag wurde der [illegible] für Verlobung eingesetzt, wenn Jakob und Magdalena wollten in der Kirche sein, wo Lena aufgeboten wurde.

Jakob sammelte mit Behagen die Glückwünsche ein, die ihm bei Ausgang der Kirche und dann im Wirthshause dargebracht wurden. Mit der ganzen Miene sagten seine Mienen, ich kann aufladen so viel es giebt, und schön ist die Welt, man weiß gar nicht, wie viele gute Freunde man hat, wenn man im Glück ist, und wie viel guter Wein im Keller auf uns wartet, wenn man Geld hat.

Des Lobes und des Weins voll ging er heim, aber festen Schrittes, denn wie gesagt, er kann von beidem viel vertragen, und daheim sagte er zu Lisbeth, dem jüngsten Kinde, das auch bereits erwachsen war: „Nestling, wie alt bist denn?“.

„Bald sechzehn.“

„Sag: erst fünfzehn, wird grad so gut sein. Weib, Mutter,“ rief er und seine Mienen waren stolz von der Weisheit, die er nun darbringen werde. „Mutter! Die Krämer auf dem Jahrmarkt halten besonders drauf, wer der erste Kunde ist. Jetzt unterm Grafen geb ich

keine mehr hey. Was meinst, ich bin heute frei, wollen wir nicht eine Ausfahrt machen?“

„Nein. Wir müssen daheim bleiben, es kommen noch Leute zum Glückwünschen.“

„Ist mir auch recht. Sieht der Lehnstuhl da nicht aus, wie wenn er die Arme ausbreiten thät? Ist recht! Ich komm schon.“

Er setzte sich in den von Hefter geschenkten Armstuhl, Magdalena setzte sich ans Fenster und sagte, in die weite Welt hinaus schauend: „Weißt noch? Damals hinterm Hag hast du dir gewünscht, in einen Wald von Familienverwandten hinein zu heirathen. Jetzt haben wir einen Schwiegersohn und wir selber sind ein Wald mit Ablegern und wer weiß.“

„Mutter, du hast Gedanken wie ich weiß nicht wie . . .“

Jakob suchte nicht mehr lange nach dem Vergleich, denn er war im Reden eingeschlafen.

Nicht nur das Glück des Kindes machte Jakob so froh, er war von aller innern Beschwernis entlastet, fand er als ehrlicher Mann dem Missionär gebeichtet hatte, und heute war etwas vom alten lustigen Gesellen in ihm aufgewacht.

Es war aber, als ob die Last sich jetzt auf Magdalena gewälzt hätte; der Missionär war ein vornehmer Mann und ein Gelehrter und Frommer, der Alles verstehe; aber der Eichhofbauer, wenn er dem letzten Wunsche seiner Frau nachkommen will und darin ist nicht zu zweifeln — da kann's bös werden.

Magdalena war beim Begräbnisse der Eichhofbäuerin gewesen; sie hatte die Tochter täglich besucht, aber von dem, was die Sterbende geäußert, hatte sie Jakob nichts mitgetheilt.

Magdalena ging nun vors Haus, um die Besuche abzufangen, damit der Vater ruhig ausschlafen könne. Sie sah, wie der Nestling mit dem Hülfswärter, der für heute eingestellt war, dort am Ueberweg scherzte. Das wäre schön, wenn die jetzt auch schon anfinge. Sie hätte Lisbeth gern gerufen, aber damit weckte sie den Vater, sie winkte heftig: komm heim! Aber das Kind sah sie nicht. Jetzt endlich kam es mit dem Eichhofbauern, der langsamen Schrittes daher wandelte.

Der Bauer wurde herzlich begrüßt; er brachte einen Gruß vom Rickele. Jakob, der inzwischen erwacht war, schaute hemdärmlig zum Fenster heraus und rief: „Ei der Bauer! Kommet nur herein!“

Drin in der Stube gab Magdalena zuerst ihrem Manne den Rock zum Anziehen, dann mußte der Bauer den Ehrenplatz im Lehnstuhl einnehmen. Er gab etwas unbeholfen seinen Glückwunsch ab, und Jakob ertheilte ihm den väterlichen Rath, sich sein Leben nicht zu vergrämen, man müsse sich in Alles finden.

Magdalena erklärte mit großer Ruhmredigkeit die Bilder vom Justizrath Heister und dessen Frau und Jakob fügte hinzu: Da muß nun bald auch das Bild von meinem Schwiegersohn dazu.

Der Bauer ließ sich herbei, das Glück zu preisen, da ging die Thüre auf und herein trat Frau Kühn, ihre funkelnden Augen schweiften unruhig hin und her

und an der Art, wie Magdalena erschrak, merkte sie, daß hier etwas vorgehe.

Ohne an das Leid des Einen und die Freude der Andern zu erinnern, verkündete sie, daß sie vor Allem hieher geeilt sei, um die Nachricht zu geben, daß ihr Mann endlich zum Bahnmeister im Unterland ernannt worden sei, und Viktoria sei bereits abgereist, um Telegraphiren zu lernen. Sie schien ihre Lust daran zu haben, auch Magdalena zum Heucheln zu zwingen, denn sie konnte dem Bauern nicht genug darlegen, welche innige Freundinnen sie seien. Dazwischen fragte sie stets Magdalena: Nicht wahr? so daß diese bejahen mußte. Sie hatte aber auch, wie sie erklärte, heute schon sich als Freundin bewiesen, sie hatte den Leuten die Mäuler gestopft, die in Neid und Unverstand allerlei munkeln, daß die Heirat mit dem Missionär so schnell gehe und daß er nicht wieder komme und Lena ihm nachreisen müsse.

„Zu was ist das gut, daß wir das Alles wissen müssen?“ platzte Jakob heraus. Frau Eß erwiderte mit spitzigem Tone: „Ehrenleute wie Ihr, dürfen Alles wissen, und man darf auch Alles von ihnen wissen.“

Magdalena sah, wie die Zornesader ihres Mannes schwoll, sie legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn zu mahnen, ruhig zu bleiben, aber er wehrte ab.

„Ja wohl!“ rief er mit heiserer Stimme; der Zorn schien ihn heiser gemacht zu haben und der verschlafene Weingeist schien aufzuwachen. „Ja wohl! Lustig ist's. Frau Nachbarin! Mit Ihnen will ich den

Kehraus tanzen ohne Musik." Er streckte die Hand nach ihr aus.

Wie vom Himmel gesendet, trat da plötzlich Albrecht ein, und seine Erscheinung, voll Anmuth und Kraft, veränderte die Mienen Aller, und lenkte einen Ausbruch bittern Streites ab. Nur Jakob hatte noch ein Wort, das man ihm vielleicht nicht zugetraut hätte, denn er sagte mit ruhiger Ueberlegenheit:

„Ja, Frau Nachbarin, mir thut's im Herzen leid, daß wir Ihren Mann verlieren, der ist ein rechtlicher, herzbraver Mann und hat nichts Verstecktes und nichts Boshaftes."

Nach diesen Worten wendete er sich an seinen Sohn und schüttelte ihm tapfer die Hand.

Frau Süß wäre gern mit dem Eichhofbauer davon gegangen, um ihn auszuhorchen, der aber setzte sich nochmals und ließ sich Feuer geben für seine Pfeife. Er schien auch besonderes Wohlgefallen an Albrecht gefunden zu haben.

„Der Schlag Menschen ist gut. Das ist ein wackerer Schwager," sagten seine Mienen, mit Worten sprach er nicht viel. Er ist der Eichhofbauer, hat so viel Aecker und Wiesen und Wald und vier Rosse im Stall, da braucht man nicht reden, die Welt weiß, wer man ist und was man zu sagen, oder eigentlich ungesagt zu bedeuten hat.

Die Eltern hatten anfangs nicht die gewohnte Freude von Albrecht, denn er sagte:

„Ehrlich gestanden, ich habe keinen Gefallen am Missionswesen.

„So? Und warum nicht?“

„Man sollte nur dahin Religion tragen, wo noch keine ist, denn im Grund sind alle Religionen gleich gut; es giebt in jeder gute und schlechte Menschen, und die Indier sollen eine ganz gute Religion haben und die Chinesen und die Japaneser sind so geschickt und in Manchem noch geschickter wie wir.“

Noch ehe Albrecht sich erklären konnte, fragte Magdalena:

„Seit wann bist denn du so gottlos und schimpfst auf unsre heilige Religion? In deinem Elternhaus bist du zu so was nicht angelernt worden,“ schloß sie mit einem Seitenblick auf den Bauern. Sie war aber nicht wenig erstaunt, als der Bauer sagte:

„Ich geb' auch keinen Kreuzer zu den Missionen. Ich bin da ganz mit dem Sohn einverstanden. Ich hab' ein Buch daheim, wo das auch drin steht und noch mehr, Payne heißt es, es ist aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, mein Schwager hat mir's aus Amerika überschickt. Daneben aber ist der Missionär gewiß ein Mann, der es gut meint und gewiß auch Gutes thut, und eine Ehre für die Familie ist er allweg.“

Wenn der Stuhl plötzlich zu tanzen angefangen hätte, man hätte sich nicht mehr darüber gewundert, als daß der schweigsame, still seinen Weg gehende Bauer so redete.

In guter Verständigung saß man noch lange beisammen. Der Bauer besprach mit Albrecht, wie schwer es sei, heut zu Tage Dienstboten zu bekommen und

zu behalten, und ob denn das Zudrängen zu den Fabriken nicht bald aufhöre.

Albrecht gab ausführlichen Bescheid, und der Bauer nickte wohlgefällig, als Albrecht in großen Zügen darlegte, wie ein Umschlag eintreten müsse, so daß die Leute den ruhigen und stetigen Erwerb, zumal in der Feldarbeit, wieder neu schätzen lernen.

Es kamen noch viele Glück wünschende Besuche, zuletzt auch noch die Braut, und um Frau Süß ganz sicher zu beschwichtigen, zeigte ihr Magdalena die von Frau Heister vererbten und für Lena bestimmten Kleider und eins davon, das für Viktoria paßte, wurde der lieben Nachbarin um ein Geringes überlassen.

Frau Süß war aber doch noch tückisch genug, beim Abschied zu sagen: „Ich bin froh, daß ich von dem Haus Gottverlassen wegkomme. Wenn Andere zufrieden sind, so aus der Welt draußen zu sein, werden sie wissen warum.“

Sie ging triumphirend davon, da sie das gesagt hatte. Der Bauer begleitete Albrecht, der zur Station mußte, eine gute Strecke Weges und Magdalena sah noch von ferne, wie sie still standen und einander beide Hände reichten; der Bauer hatte offenbar jetzt Albrecht gesagt, daß sie Schwäger würden. Und jetzt sah sie, wie Beide lachten. Sie hat's richtig errathen warum, denn Albrecht hatte dem Schwager erzählt, daß vor Jahren, vom Einzuge nach der Hochzeit her, seine Schwester den Scherznamen Schmalzrickele bekommen habe.

man das einsame Gehöfte sah, sagte Lena zu ihrem Bräutigam:

„Dort oben ist meine Mutter und meine Schwester. Wir sind hier so froh und dort ist so Trauriges.“

Ja, Magdalena erfuhr in zwiefacher Weise Herzbeklemmendes dort oben.

Die Kranke schlief als sie ankam. Sie verkündete leise dem Bauer die Verlobung Lena's und er sagte: „Wünsche Glück. Es ist doch noch Glück auf der Welt.“

„Ist deine Mutter da?“ rief es aus der Kammer.

„Mutter, kommet herein,“ sagte Nickele, aus der Kammer in die Stube tretend.

„Anton! komm auch herein!“ rief die Kranke.

Magdalena und der Bauer traten ein und die Kranke sagte:

„Richtet mich auf. So, jetzt sterb ich ruhig. Du Anton, gieb mir die Hand, und Ihr Magdalena gebt mir auch die Hand. Weinet nicht, wenn ich sterbe, es thut mir weh. Ja, wenn ich sterb, dann heiratest du das Nickele und du hast's gut und meine Kinder auch. O meine armen Kinder!“ Sie konnte vor Herzstößen nicht weiter reden.

„Bäuerin, nimm dich zusammen,“ konnte der Bauer hervorbringen.

„Ja, ja,“ rief die Kranke, „du hast selbst einmal gesagt, mit der wird einmal ein Mann glücklich, und meine Kinder.“

Statt der Antwort wendete sich der Bauer an Magdalena und sagte:

„Seid so gut und lasset mich ein paar Minuten mit meiner Frau allein, nur ein paar Minuten.“

„Ja, ich hab nicht mehr viel,“ klagte die Frau, „gehet und kommet gleich wieder.“

Magdalena ging in die andere Stube und der Bauer sagte zu seiner Frau: „Plag dich nicht und mich nicht. Du kommst wieder auf.“

„Nein, ich komm nicht mehr auf, und ich will's gut für dich und für meine verlassenen Kinder. O, meine Kinder!“

„Nickele!“ schrie die Kranke mit mächtiger Stimme, „Nickele! Komm herein. Komm hurtig! Deine Mutter auch. Kommet schnell!“

Nickele kam mit dem ältern Kind auf dem Arm und die Bäuerin, die in die Kissen zurückgesunken war, richtete sich mit aller Macht auf und sagte:

„Nickele, versprich mir, daß du meine Kinder nicht verlassen und eine gute Mutter an ihnen sein wollst.“

Statt der Antwort küßte Nickele das Kind auf ihrem Arme, und das Kind umhalste sie.

Mit verklärtem Blick sah die Kranke auf und sagte endlich: „Gott sei Lob und Dank. Ich sterbe ruhig. Anton, gieb dem Nickele die Hand und redet weiter nichts.“

Magdalena schickte Nickele mit dem Kinde aus der Kammer. Die junge Wöchnerin verschied in den Armen Magdalena's. Der Bauer kniete schluchzend am Bette. Als er sich endlich aufrichtete und mit Magdalena in die Stube ging, sagte sie:

Schreckliche nur geträumt, und oft hast du gemeint, die Erde weicht, der Himmel stürzt ein, in jedem Trunk Wasser, in jedem Bissen Brod hast du Bitterniß verspürt —"

„O Himmel! Haben Sie denn auch einmal so was begangen, daß Sie das Alles so wissen?"

„Nein, dem Herrn sei Dank, es ging an mir vorüber, und im Namen unseres Gottes und unseres Erlösers sage ich dir: du bist hoch begnadigt, daß du aus der Zerknirschung dich aufgerichtet hast —"

Jakob war an der Bank auf die Erde gesunken und kniete. Der Missionär richtete ihn auf und rief:

„Komm zu mir, Bruder! Vater der mir von Gott Beschiedenen! Ich danke dir, du Weltenschöpfer, du Weltenversöhner, daß du mich nach deinem unerforschlichen Rathschlusse hiehergeführt."

Der Missionär umarmte Jakob und küßte ihn, dann rief er:

„Laß diesen Kuß dir ein Bürge sein, daß du die Liebe verdienst, daß du die Liebe hast von einem Diener des Herrn und wie ich in innerster Seele weiß, rein dastehst vor Gott dem Herrn."

Jakob faßte mit Kraft die Hand des Mannes, aber sein ganzes Wesen zitterte.

„Die Weibsleute haben lang gewartet," sagte er endlich: „komm, jetzt wollen wir ihnen die frohe Botschaft bringen."

Und es war eine frohe Botschaft. Der Missionär küßte der Mutter die Hand. Das war vielleicht doch noch ein Rest aus früherer Gewöhnung, und Magdalena

rief: „Meine Hand ist noch nie geküßt worden. Lena,“ fügte sie dann hinzu, rasch einen heitern Ton einschlagend, „Lena gieb du ihm einen rechtschaffenen Kuß von mir auf den Mund.“

Magdalena umhalste und küßte Jakob. Noch nie hatte ein Kind solche Zärtlichkeit der Eltern gesehen, und Jakob, sich aus den Armen seiner Frau los machend, sagte schmunzelnd und feuchten Auges: „Ist gut, Mutter! Es ist noch eine Flasche Wein da, die die Frau Justizräthin das letztemal hier gelassen hat, ich hab sie eingegraben, jetzt soll sie auferstehen.“

Die beiden Paare stießen an und das Brautpaar war's zufrieden, daß man nicht aufstand, bis die Flasche leer war.

Jakob begleitete noch das junge Paar bis zum Dorfe und als er heimkam, saß Magdalena schlafend im Heister'schen Lehnstuhl.

Mit leisem Tritte holte er sein Waldhorn, setzte es an die Lippen und blies einen Choral. Magdalena erwachte und Jakob rief, das Waldhorn absetzend, mit heller Stimme: „Mutter! Der jüngste Tag ist da, wir sind auferstanden in Seligkeit.“

Dreißigſtes Kapitel.

„Der älteſte Sohn in Frankreich und die älteſte Tochter in Oſtindien,“ ſagte Jakob am Feierabend, „hat der Bub noch nicht einmal auf den ſchon ſo lange geſchriebenen Brief von der Verlobung ſeiner Schweſter geantwortet. Ja du,“ wendete er ſich zu dem Bilde, „ein Nichtsnutz biſt du. Ein Nichtsnutz!“

Nach Art der Mutter ſuchte Magdalena den Sohn zu entſchuldigen; vielleicht ſei ein Brief verloren gegangen.

„Ja, ja,“ entgegnete Jakob, „ich wünſch, daß du recht haben mögeſt, ich mein aber, du redeſt dir nur ſelber ein, was du ſagſt. Ein Nichtsnutz iſt der Bub. Ich ſag mir's nur ehrlich und muß es tragen.“

Er hatte das rechte Wort geſagt, und wußte doch nicht, was in Hyères vorging.

Heiſter war ſchwer krank geworden, war aber jetzt bereits wieder geneſen und Emil hatte ihn mit einer Liebe und Sorgfalt gepflegt, die kein leibliches Kind nachhaltiger und geduldiger üben konnte, und dabei hatte er eine Art der Erheiterung, ein ſcherzhaftes Zureden, daß Heiſter einmal ſagte:

„Du haſt doch viel von deiner Mutter. Du weißt gar nicht, wie lieb mir deine Mutter war.“

hinzu, daß die Beiden nicht wüßten, wie er im Auftrage des Vereins für entlassene Sträflinge sie besonders im Auge habe.

Der Pfarrer fügte hinzu, daß die Kinder nichts von der Vergangenheit der Eltern wissen; der älteste Sohn sei ein unruhiger Charakter, der noch gut und schlecht werden könne, die anderen aber seien wahre Muster von Bravheit und Frische; noch könne er nicht entscheiden, ob es besser wäre, man sage ihnen, was vorgegangen, oder man lasse es in Hoffnung, daß es vielleicht verborgen bleibe, auf den Zufall ankommen.

Als der Missionär die aufrichtige Beichte Jakobs und dessen Qualen erzählte und wie er da in den tiefen Grund einer einfachen Seele geschaut, sagte der Pfarrer, er habe dem Manne solche Tiefe nicht zugetraut, obgleich der eigenthümliche Glanz seiner Augen Ungewöhnliches vermuthen ließ. Der Pfarrer war ein echt menschenfreundlicher, sein Amt mit heiligem Ernst pflegender Mann, aber eine leise Verdrossenheit konnte er doch nicht unterdrücken, daß ein Mann aus seiner Gemeinde und noch dazu Jakob, dessen Tochter er so viele Jahre im Hause hatte, die Heilung seiner Seele einem Fremden anvertraute. Allerdings mußte er sich wieder sagen, daß das Bekenntniß Jakobs eine einfache That der Rechtschaffenheit war.

Die beiden Geistlichen ergingen sich in der Betrachtung, wie eine völlige Wiedergeburt und Reinigung sich vollziehe. Sie besprachen das große Räthsel — das für sie freilich keines war — daß die Menschenseele nur durch den Leidenstod zum echten ewigen Leben

dieſe Lectüre nur mißbilligen und warnte die jungen Leute: Man leſe dergleichen nicht ungeſtraft; er betrachte dieſe pikanten Romandichter in gewiſſer Hinſicht als Verräther an ihrem eigenen Vaterlande, denn es könne nicht wahr ſein, daß eine Nation aus einer ſo großen Anzahl ſolcher Perſonen beſtehe; wäre das der Fall, ſo gäbe es, abgeſehen von der Seltenheit rein ſittlicher Ehen, zuletzt kaum mehr eine redliche Gemeindeverwaltung oder eine rechtſchaffene Vormundſchaft für Waiſen, überhaupt keine ſittliche That mehr.

Die beiden jungen Leute hörten den „Pedanten“ mit mitleidiger Nachſicht an und ſcherzten oft über ihn.

Dagegen erhielt Heiſter von dem kranken Manne die Schriften von Fritz Reuter, und ſo ſchwer es ihm anfangs als Süddeutſcher wurde, er las ſich in dieſelben hinein und wiederholte oft, er verdanke ſeine volle Geneſung, die Erheiterung ſeines Gemüthes den ſonnigen Schriften des plattdeutſchen Dichters.

Als im Frühling der Offizier ſtarb, vererbte er ausdrücklich dieſe Bücher dem Juſtizrath Heiſter. Die junge Frau war zerbrochen und verlaſſen, und ſie geſtand Heiſter, daß ſie nach den Landesgeſetzen als kinderlos auch erblos ſei und ſich ihren ferneren Lebensunterhalt durch Arbeit ſuchen müſſe.

Ob ſie dies auch Emil mitgetheilt, blieb zweifelhaft; er nahm ihr alle Mühſeligkeiten ab, und nach ihrer Abreiſe war er mehrere Tage in ſich gekehrt.

Heiſter berichtete ihm von dem grauſamen Geſetze, das die junge Wittwe nun der Armuth übergab.

Emil erwiderte hierauf nichts, sondern sagte: „Ich war im Bagno in Toulon, ich habe in das Chaos der Verbrecherwelt hinein gesehen. Aber was ist das Alles noch gegen Menschen, die mit dem Brandmal behaftet, Kinder in die Welt hineinsetzen und ihnen von der Geburt an ein Brandmal aufdrücken?“

Heister erzitterte und brachte endlich die Worte hervor: „Was sagst du?“

„Sie haben mich wohl verstanden,“ entgegnete Emil mit eisiger Kälte. „Herr Justizrath! Ich möchte einmal ganz offen mit Ihnen sprechen und den Heimlichkeiten ein Ende machen. Darf ich?“

„Sprich nur.“

„Ich überlasse es Ihnen, welchen Namen ich haben soll, obgleich mir natürlich der ehrliche lieber wäre, Ich werde mit Leichtigkeit die Landwirthschaft so erlernen, daß ich Ihr Gut in der Heimat bewirthschaften kann. Ich glaube, Ihnen gezeigt zu haben, wie ich Sie treulich pflege, und mit mir wird das allzeit Emilia thun.“

„Emilia?“

„Ja, Emilia. Wir haben uns gelobt, wenn die Trauerzeit vorüber ist, uns anzugehören. Sie werden als Vater die Einwilligung geben.“

„Vater? Ich?“

„Nun denn, so muß ich's sagen. Der Mann im Bahnhäuschen heißt mein Vater, aber Sie, aber du —“

„Pfui!“ konnte noch Heister rufen, dann verfiel er in einen Hustenanfall, daß es schien, er sinke sofort

in den Tod; er wehrte Emil ab, der ihn in die Arme fassen wollte, aber bald konnte er sich dessen nicht mehr erwehren.

Heister erholte sich wieder, er öffnete die Augen, er sah Emil, er schloß die Augen wieder und schien sich lange still zu fassen. Mit großer Selbstbeherrschung sagte er dann, daß die verdorbenen Bücher die Seele Emils vergiftet hätten; Emil habe sich schwer versündigt, aber es könne ihm noch verziehen werden. Heister hielt mit scharfem Bedacht die bittern Worte zurück, die ihm auf der Lippe schwebten, er fürchtete, Emil zu einer verzweifelten That zu treiben, und er wollte ihn heimbringen.

Auf der Reise nach der Heimat sprachen Heister und Emil nur selten ein Wort.

Am Morgen nach der Ankunft schickte Heister nach dem Hauptmann Hornung, dem Sohne seines Freundes. Als dieser eingetreten war, sagte er:

„Bitte, Herr Hauptmann, warten Sie hier. Ich habe mit dem jungen Manne hier nur noch ein Wort zu sprechen.“ Er winkte Emil, ihm zu folgen.

Er trat mit ihm in die andere Stube und sagte: „Wie schlecht du bist, das soll vorerst Niemand wissen als du und ich. Ich rathe dir nun, thue freiwillig, was du sonst gezwungen thun mußt.“

„Was? Was denn?“

„Du hast den Lehrerdienst aufgegeben und bist nun militärpflichtig. Vielleicht kannst du als Soldat noch ein brauchbarer Mensch werden, dessen sich deine Eltern nicht zu schämen haben.“

Bevor Emil erwidern konnte, öffnete Heister die Thüre und sagte:

„Herr Hauptmann, der Herr Ketterer hier war Lehrer und muß nun, da er diesen Beruf aufgegeben, Soldat werden; ich bitte Sie, auf meinen Pathen ein besonderes Augenmerk zu halten. Nun sprechen Sie, Herr Ketterer."

Sie? Herr Ketterer? Emil schaute hin und her, wie wenn ihn Wahnsinn ergreifen müßte; endlich faßte er sich und erklärte, daß er seine Soldatenpflicht erfüllen wolle; sein Athem war beklommen, sein Auge funkelte und seine Zähne knirschten.

„Ihren Eltern werde ich selber mittheilen, daß Sie Soldat werden. Ich muß Ihnen nämlich sagen," wendete sich Heister zum Hauptmann, „daß Herr Emil Ketterer mein Pathe ist. Er ist der Sohn des Bahnwärters Ketterer, der in nahezu dreißig Dienstjahren noch keinen Tadel seiner Vorgesetzten erhalten hat. Die Mutter des Herrn Ketterer war fast sieben Jahre bei uns in Dienst und nachdem sie gegen unsern Willen unser Haus verlassen hatte, heiratete sie zwei Jahre später, und Herr Emil ist der älteste Sohn."

Der Hauptmann nahm diese seltsame Mittheilung mit Verwunderung auf, Emil wußte, warum sie so und vor diesem Zeugen gegeben wurde; er fuhr sich mehrmals mit der Hand nach dem Hals, wie wenn ihn die feine knochige Hand des Justizraths da würge. Heister hatte es tief unter seiner Würde gehalten, dem Entarteten eine Erklärung zu geben, und er

hatte den befreundeten Hauptmann vornehmlich in der Absicht zu sich gebeten, um Emil in jeder Weise zu bannen. Jetzt wendete er sich wieder zu Emil und sagte:

„Ich hoffe, Sie werden sich so halten, daß Sie bald eine höhere Stelle erringen. Herr Hauptmann, er hat ein gutes Lehrerexamen gemacht und spricht vortrefflich französisch.“

Einunddreißigſtes Kapitel.

Wohl iſt es dem Menſchen vergönnt, ſich aus eigner Kraft empor zu ringen und ſein Leben zu bilden. Wer aber die Gemeinſchaft verletzte, dem muß die Gemeinſchaft wieder aufhelfen. Der Daſeinsgenoſſe muß die Hand reichen. Es geht ein Glaube durch die Welt, daß man aus Leben und Lehre der Reinen, die längſt dahingeſchieden, ſein Daſein erneuern könne, und es iſt und bleibt ein edles Erbe der gegenwärtigen Menſchheit, was erhabene Geiſter in ſich vollendeten. Es geht ein anderer Glaube durch die Welt, daß aus der Gemeinverbindlichkeit der Lebenden das Reine und Echte ſich vollzieht.

Ein Sendbote dieſer Ueberzeugung war Heiſter, der durch keine Ruchloſigkeit ſich die Zuverſicht der Rettung und die Pflicht der Hülfeleiſtung zerſtören ließ.

In dem Manne, der eben aus ſchwerem Leid erſtanden war, lebte friſche Jugendkraft, da er von der Hauptſtadt aus nach der Station fuhr, von wo er nach dem Bahnhäuschen Numero 374 ging.

Heiſter traf die beiden Eheleute daheim und er wurde mit der ganzen Innigkeit begrüßt, die in den Beiden für ihn waltete.

Als nach Emil gefragt wurde, erklärte Heister, daß er Soldat geworden.

Jakob preßte die Lippen zusammen und schüttelte lange den Kopf, dann sagte er, das sei wol das Beste für Emil, vielleicht das Einzige, was ihn noch zum richtigen Menschen machen könne, denn gehorchen, ohne dabei zu mucksen, das werde ihm gut thun.

Nicht so beruhigt war Magdalena; sie ahnte, was zwischen dem Justizrath und Emil vorgekommen sein konnte. Zornesröthe und Schamröthe überflog ihr Antlitz, und sie, die den Erstgeborenen immer zu vertheidigen gesucht, hatte jetzt nicht die gleiche Hoffnung wie der Vater.

Dieser aber war in der eigenen Befreiung voll Vertrauens, daß Alles neu gedeihen könne, und sein Auge leuchtete wunderbar, als er Heister darlegte, daß er nun doppelt erlöst sei; Heister habe ihm die Schuld vor dem weltlichen und der Missionär die vor dem himmlischen Richter ausgelöscht.

Als er jetzt auf seinen Posten mußte, sagte er noch im Fortgehen, Magdalena solle dem Herrn Justizrath die Sache mit dem Eichhofbauer erzählen.

Das war es, was Magdalena gewünscht hatte, und doch kam sie lange nicht zu Wort. Sie wollte Heister zuerst sagen, daß sie von dem verruchten Gedanken Emils wisse, aber sie konnte es nicht über die Lippen bringen. Endlich berichtete sie von den Vorgängen beim Tode der Eichhofbäuerin und daß der Bauer in den nächsten Tagen bei Jakob um Rickele freien wolle. Sie gestand, daß sie ihrem Manne versprochen habe, dem

Bauer Alles zu erzählen, es aber bis jetzt nicht vermocht hätte.

„Und da meinst du, ich soll dem Bauer Alles berichten?“

Magdalena nickte und schaute zur Erde und eben als sie sprechen wollte, brauste der Zug am Hause vorüber und das tönte so gewaltig, daß kein anderer Laut vernehmbar war.

„Willst du mit mir zum Eichhofbauer gehen?“ fragte Heister.

„Ich bitt' . . . ich mein' . . . es wär besser, der Herr Justizrath geht allein.“

„Glaubst du nicht, es wäre besser, man sagte dem Bauer gar nichts?“

„Ja, das hab' ich auch gemeint, aber der Vater will und thut's nicht anders.“

„Dein Mann hat recht und ich geh.“

Mit bangem Herzpochen sah Magdalena dem alten Freunde und Wohlthäter nach, der nach dem Eichhof ging.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Auf dem Eichhof wurde Heister mit großer Ehrerbietung empfangen, denn der Bauer kannte nicht nur die hervorragende gemeinnützige Thätigkeit Heisters in allen Landesangelegenheiten; er kannte, wie sich jetzt zeigte, ihn auch persönlich von den Schwurgerichten her, wo Heister als Vertheidiger und der Eichhofbauer als Geschworener getagt hatte.

„Ich habe Sie gleich erkannt," sagte der Bauer, „es hängt ja drunten im Bahnhäuschen . . . Ihnen kann ich's ja sagen . . . bei meinen zukünftigen Schwiegereltern Ihr Bild, und zur Hochzeit bitte ich mir's als Geschenk aus, daß Sie mir auch ein Bild von Ihnen geben; es soll den Ehrenplatz in unserm Hause haben."

Heister fragte nach Rickele, die im Felde war, und der Bauer konnte nicht genug rühmen, wie brav und wie tüchtig sie sei.

Einfach und gradaus sagte nun Heister, daß er von den Eltern geschickt sei, um dem Bauer Alles zu berichten, bevor er sich entscheide. Er erzählte die ganze Vergangenheit. Der Bauer fuhr sich mehrmals mit der breiten Hand über das Gesicht, aber er mischte kein Wort ein. „Wenn ich das Glück hätte," schloß Heister, „einen Sohn zu besitzen, ich würde mit freudigem

Herzen meine Zustimmung geben, daß er eine Tochter dieser vielgeprüften rechtschaffenen Menschen heimführe."

Eben als Heister geendet hatte, trat Rickele mit den Kindern ein; sie war hocherfreut, Heister hier zu sehen, und lehrte die Kinder seinen Namen.

„Jetzt laß uns allein, der Bauer hat mit mir zu reden", sagte Heister; und als Rickele mit den Kindern gegangen war, fuhr er fort: „Redet jetzt, offen und frei."

Der Bauer sah um und um, wie wenn die Wände ihm zu Worte helfen müßten; endlich sagte er:

„Weiß Rickele das Alles auch?"

„Nein."

„Dann weiß ich auch nichts und ... ein Kind hat nicht für die Eltern zu büßen. Ehrenleute sind's doch, rechte."

Heister streckte dem Bauer die Hand dar und sagte:

„Ihr gebt mir ein Glück ohne Gleichen, daß Ihr meinen Glauben an die Rechtschaffenheit bewährt."

„So gehen Sie mit mir ins Bahnhäuschen. Ich will jetzt bei den Eltern um Rickele anhalten."

Der Bauer sagte Rickele, sie solle bald nachkommen in ihr Elternhaus.

Die beiden Männer gingen still dahin, bis der Bauer fragte:

„Herr Justizrath, glauben Sie nicht, daß der Mann freigesprochen worden wäre, wenn wir damals schon Schwurgerichte gehabt hätten?"

„Nein," lautete die kurze Antwort.

Der Bauer sah den sonst so leutseligen Mann von der Seite an. Hätte der Mann nicht sagen können:

Ja! Nichtschuldig hätte der Wahrspruch gelautet? Das wäre doch eine Hülfe, wenn alle Schuld auf dem heimlichen Gericht läge ... Wieder ging der Bauer lange stumm dahin, endlich begann er:

„Sie haben recht. Die Wahrheit, das ist die Hauptsache. Sagen Sie mir nur noch: Weiß der Missionär auch Alles?"

„Ja. Und er hat Jakob geküßt."

„Das thu ich just nicht. Aber was der Missionär kann, kann ich auch."

Im Bahnhäuschen, wo eben ein Brief von Lena und dem Schwiegersohn eingetroffen war, die glücklich ihren Bestimmungsort erreicht hatten, wurde die Verlobung gefeiert und Heister versprach, zur Hochzeit zu kommen, die noch vor der Erntezeit gehalten werden sollte. —

Heister kam zur Hochzeit, aber zum Bedauern Aller war Albrecht verhindert; er war nach dem Oberland versetzt und sein Dienst war streng. Dagegen war Emil gekommen und er sah stattlich aus in der Uniform.

Auf dem Wege von der Kirche zum Wirthshaus gesellte sich Heister zu Magdalena und sprach seine Befriedigung aus über das kernhafte Wesen des Eichhofbauern, plötzlich brach er ab, indem er wie von Schreck ergriffen, sagte:

„Sieh, mit welchen aufgerissenen Augen uns Emil betrachtet."

„Komm her, Emil," rief Magdalena fast unwillkürlich; und als der Sohn vor ihr stand, sagte sie, ihm frei ins Antlitz schauend:

„Der Herr Justizrath und ich verzeihen dir alles Böse. Ich hab' den Glauben, daß du noch so brav werden könntest wie ... wie dein Vater und ... deine Mutter und unser Wohlthäter."

Emil schlug stumm die Augen nieder und wendete sich militärisch. —

An der Hochzeitstafel brachte Heister mit kräftiger Stimme ein Hoch aus auf das junge Ehepaar, und Magdalena sah bescheiden auf den Teller nieder, als er einfließen ließ, es sei den Kindern zu wünschen, daß sie auch solche Eltern werden wie Jakob und Magdalena.

Die Mutter suchte den Blick ihres Sohnes Emil, der aber schaute nicht nach ihr.

Trotz, Mannes- und Soldatenstolz kämpften in der Seele Emils mit einer kindlichen Regung. Er wollte vor Heister hintreten und ihm das Bekenntniß der Reue ablegen, aber eine Stimme in ihm sagte wieder: es ist unmännlich, zu bereuen und gar, es zu bekennen.

Zu den beiden in ihm kämpfenden Gewalten kam bald ein drittes. Schnell nach einander stürzte Emil den Hochzeitswein hinunter und bald war er lärmend und prahlerisch.

Nur Einmal ließ er sich zur Ruhe bestimmen, als Alles aufhorchte, da Heister dem Pfarrer erzählte, wie in Frankreich eine verkehrte Stimmung herrsche; selbst freisinnige Männer fänden es selbstverständlich, daß Frankreich unsere Rheinlande haben müsse, und es sei wohl möglich, daß man vor einem Kriege stehe.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Krieg war erklärt, Emil zog ins Feld, Jakob lernte stundenweise schlafen am Tag und in der Nacht, denn die Züge, welche die Soldaten und Geschütze führten, folgten gedrängt auf einander.

Bald schrieb auch Albrecht, daß er sich freiwillig zum Bahndienst in Frankreich gemeldet habe und dahin abgehe.

Selbst Jakob verließ das Haus; er wurde nach der Bahn im Elsaß beordert, wo man verlässiger Beamten bedurfte. Es war seit dem Tode der Frau Heister das erstemal, daß die Eheleute sich auf längere Zeit trennen mußten, und Jakob lachte in sich hinein, wie ihn Magdalena ermahnte, auf sich Acht zu geben, da sie nicht mehr für ihn bedacht sein könne.

„Und Gottlob, du kannst schreiben und ich auch," tröstete sie. Die Briefe gingen fleißig hin und her mit der Feldpost.

Im Winter hieß es in einem Briefe Jakobs: „Ich habe hier einen Nebenkameraden, er ist ein Rheinländer aus Bingen, ein lustiger Kamerad und heißt Valentin, bei dem ist das ganze Jahr Fastnacht; er lacht mich auch oft aus, weil ich mir so vielerlei Gedanken mache

und auch Heimweh nach dir habe. Ja, ich bin jetzt da in den Vogesenbergen, wo wir daheim so oft am Abend die Sonne haben hinunter gehen sehen. Ich denke um die Zeit besonders oft an dich, aber auch sonst. Ich will dir nur sagen: Feld und Wald sind hier wie daheim, und die Menschen reden auch so, wie bei uns, sind aber nicht so; sie haben gegen uns was Heimtückisches und Auffässiges, sie halten sich für was Besseres als wir, weil sie Franzosen gewesen sind. Bei all' dem meine ich doch, wir sollten hieher ziehen und hier bleiben; so schwer ich auch von unserm Haus und Allem weggehe, fürchte ich doch jeden Tag, es kommt einmal heraus, was über uns ergangen ist, und wir können unseren Kindern Schlimmes ersparen. Hier in der Fremde kennt uns Niemand und wir wären weit weg, und wir zwei sind Gottlob so mit einander, daß wir Niemand brauchen."

Magdalena erwiderte, sie folge ihm, wohin er bestimme. Jakob antwortete nichts darauf und erzählte in seinem folgenden Briefe nur, welch eine Freude er gehabt, da Albrecht einen ganzen Tag bei ihm gewesen. Albrecht habe sich ausgezeichnet; er habe einmal einen Militärzug gerettet und es stehe in der Zeitung, daß er eine Auszeichnung erhalten habe. Von Emil schrieb er kein Wort, denn Albrecht hatte ihm erzählt, daß Emil Dienste versehe, die freilich nöthig seien, aber keine Ehre bringen.

Jakob kam wieder heim, noch bevor der Krieg zu Ende war. Magdalena hatte recht gehabt. Jakob wußte sich allein nicht zu pflegen, er kränkelte; sie hatte

aber auch des Weiteren recht, daß er unter ihrer Fürsorge bald wieder gesund werde. Jakob hatte auch aus dem Elsaß ein schön Stück Geld mit heimgebracht, das er von der doppelten Löhnung erspart hatte. Magdalena wußte das Geld so anzulegen, daß man neben dem landläufigen Zins noch einen Ehrenzins erhielt, denn der Stolz des Schwiegersohns Eichbauer war sehr geschmeichelt, daß ihm als Sachverständigem die sichere Anlegung übergeben wurde.

Magdalena ließ nicht ab, bis Jakob sie deshalb lobte, und sie war endlich zufrieden als er sagte: „Eigentlich hättest du sollen Königin sein.“

Das war gut, größeres Lob verlangte sie vorerst nicht.

Und als der Krieg zu Ende war, kam Nachricht von Albrecht, er war in die Hauptstadt zurückgekehrt und war dort Werkführer in einer Maschinenfabrik.

Emil war verschollen. Man wußte nicht, ob er gefangen oder gefallen war.

Es soll kein Leben ganz und unzerstückt sein. Die Eltern mußten sich dreinfinden, daß sie nichts mehr von ihrem Erstgeborenen erfuhren, und sie betrachteten manchmal wehmüthig das Bild an der Wand.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es war im zweiten Frühling nach dem Kriege. Die Sonne meinte es so gut mit dem Bahnhäuschen, sie schien so hell und warm, daß Magdalena alle Fenster öffnete.

Das Herz der Mutter war heute so voll und so bewegt, denn Albrecht hatte geschrieben, er sei krank gewesen, sei aber wieder wohlauf und wolle sich daheim nun ganz ausheilen. Sie rückte die Stühle und vor allem den großen Lehnstuhl, sie streichelte das Sopha glatt, als wollte sie ihnen damit sagen: Gebt unserm Sohn nur recht viel gute Ruhe. Sie ging in den Garten, aber sie arbeitete heute nichts; sie betrachtete die Frühblumen auf dem Boden, sie sah wohl Unkraut, aber sie jätete es nicht aus. Sie betrachtete sinnend die Knospen an den Bäumen, die nur die Stunde zu erwarten schienen, um hellblühend aufzubrechen. Die Bienen flogen umher und sammelten Honig und die Hummeln summten laut. Sie sah auf nach den Bergen; der Schnee war geschmolzen, nur dort das Frauenhemd lag noch ausgebreitet, ja ganz genau wars so; vom Thale aus zeigte sich eine Schneelage, die immer am früheſten da ist und am spätesten verschwindet, ganz

in der Form eines Frauenhemdes mit den kurzen Ermeln hingebreitet.

Jahr um Jahr hatte das Magdalena gesehen, heute erschien es ihr wie ein Wunder, wie ein Zeichen. Sie hat gewiß keinen Aberglauben, sie hat ja bei einem freisinnigen Advokaten gedient, aber seltsam ist es doch, und doch vielleicht ein Anzeichen, daß ihr das heute so besonders auffällt.

Endlich machte sich Magdalena auf den Weg nach dem Bahnhofe. Niemand begleitete sie, der Nestling mußte daheim kochen; Jakob hatte seinen gewohnten Dienst und die Eichhofbäuerin konnte nicht von Hause weg, versprach aber das zweispännige Bernerwägelein an die Haltestelle zu schicken.

Die Lerchen sangen in den Lüften, die Finken schmetterten lustig von den Bäumen, und von fern her klang das Waldhorn Jakobs.

„Die Männchen können lustig singen, derweil die Weibchen still brüten," sagte Magdalena vor sich hin.

Auf dem Bahnhof war es still. Jetzt sauste der Eilzug vorüber; er hält hier nicht an, er kennt nur die großen Haltestellen. Auf der leeren Lände — Perron genannt — fing der Stationsdiener den Briefbeutel auf, der vom Eilzug herabgeworfen ward. Magdalena fragte den Stationsmeister, ob kein Brief für sie da sei. „Nichts, als die Zeitung für Euren Mann," erhielt sie zur Antwort.

„Bis wann kommt der nächste Zug?" fragte sie wieder.

Der Stationsmeister sah sie ärgerlich an, das mußte

die Frau des Bahnwärters doch wissen. „In sieben-unddreißig Minuten," sagte er barsch und kramte weiter in den Briefen.

Der Nestling hatte recht gehabt, die Mutter brauchte nicht so zu eilen; aber die Mutter hatte auch recht gehabt, sie fühlte sich dem Sohne schon näher, da sie auf dem Bahnhofe war.

Die Stationsmeisterin schaute zum Fenster heraus und rief sie herauf. Magdalena erfreute sich immer der Gunst der redseligen Vorgesetzten, die wie sie selbst ihre Jugend in der Hauptstadt verbracht hatte. Heute war aber Magdalena sehr unerkenntlich, ja sie trank sogar von dem vorgesetzten Kirschengeist, ohne Dank zu sagen.

„Das Signal wird aufgezogen," sagte sie plötzlich, denn sie hörte das Quicksen der kleinen Räder an der aufgerichteten Stange, und obgleich es dann noch zwölf Minuten dauert, bis der Zug kommt, ging sie doch hinab und war hoch erfreut, Rickele, die sich doch noch frei gemacht hatte, hier mit dem zweispännigen Bernerwägelein zu treffen.

„O, was für eine gute Luft ist bei uns," sagte die Mutter zu Rickele; „wir haben doch die beste Luft und das vergißt man so oft. Wirst sehen, wenn er sich keinen äußern Schaden gethan hat, er wird bald wieder bei uns gesund; wenn er sich nur nicht, da sei Gott vor, die Hand oder den Fuß abgeknackt hat; er hätte wohl schreiben können, was ihm eigentlich gefehlt hat."

„Mutter! An der Hand kann ihm nichts fehlen, er hat ja selber geschrieben."

„Ist wahr, hast recht. Die Angst und die Freude macht mich dumm. Du wirst auch einmal, wenn du große Kinder hast ... Aber horch."

Man hörte das Rollen in den Bergen, denn man hört hier den Widerhall weit früher, als man den Zug selbst einfahren hört.

„Sei nur recht ruhig, wenn er kommt," sagte Magdalena zu ihrer Tochter. Diese lächelte. Die Mutter sagt ihr, was sie eigentlich sich selber sagen wollte.

Der Zug ward sichtbar, jetzt geht er langsam, jetzt hält er an. Die Schaffner riefen die Station, Albrecht stieg aus, er sah so blaß aus in dem braunen Vollbart und war abgemagert, die Narbe auf der Stirne war so roth; er reichte der Mutter die Hand, sie umarmte ihn und rief weinend:

„Gottlob! Du hast noch all' deine geraden Glieder!"

Albrecht begrüßte die Schwester und dankte dem Stationsmeister und dessen Frau, die ihn willkommen hießen; seine Stimme war leise, sein Gang unsicher, als er mit den beiden Frauen nach dem Fuhrwerk ging.

„O Mutter," sagte er, als er oben neben ihr saß, „daheim werde ich wieder gesund. Ich kann nicht sagen, wie ich im Krankenhaus nach der Luft daheim gedürstet habe."

„Also im Krankenhaus bist gewesen? Warum hast du uns das nicht geschrieben? Die Mutter oder ich wäre zu dir gekommen."

„Streng' ihn nicht an mit Fragen," wehrte Magdalena der Tochter ab; dann rief sie dem Fuhrknecht zu, er solle vor dem Metzgerhause anhalten; sie stieg

dort ab, kam wieder und mit einem Tone, der schon an sich etwas Sättigendes hatte, sagte sie:

„Gottlob, der Metzger hat heute grad ein Kalb geschlachtet.“

„Er hat's von uns gekauft,“ schaltete die Tochter ein.

„So? Da ist das Kalbfleisch aus der Verwandtschaft.“

Albrecht lachte, aber er hielt gewaltsam an, das Lachen schien ihm weh zu thun.

„Hast du guten Appetit?“ fragte die Mutter.

„Nicht recht.“

„Gieb nur acht, unsere Luft zehrt und nährt, wie man's will. Und ich will dir Futter geben, daß du wieder springst wie ein junges Füllen. Sei nur froh, daß du bei deinen Eltern bist.“

Plötzlich fing Albrecht laut zu weinen an, aber von Schluchzen unterbrochen, sagte er sich bezwingend: „Mutter, das ist noch von meiner Krankheit, daß ich so weichmüthig bin.“

„Vor mir brauchst du dich nichts zu schämen. Laß du nur dein gutes Herz machen, was es will, ich kenn' dich ja.“

„O Mutter!“ rief Albrecht, „nimm mich in den Arm. So, da laß mich den Kopf hinlegen. O, am Mutterherzen! Und die Lerchen singen am Himmel. Alles ... O so gut!“

Er schlief ein. Der Fuhrmann lenkte die Pferde still im Schritt.

Von Waldhornklang erweckt schaute Albrecht auf

und die Mutter sagte: „Horch, wie lustig, da kommt der Vater, dort steht er und blast auf seinem Waldhorn.“

Nicht weit vom Ueberweg stieg man ab; Rickele fuhr heim und Albrecht ging mit dem Vater langsam heimwärts. Die Mutter eilte voraus.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Lisbeth, der Nestling, stand unter der Thür und rief: „Willkommen Albrecht!“

Dieser freute sich ihres stattlichen Aussehens, und es war wohl gemeint aber ungeschickt, daß Lisbeth erwiderte:

„Ja, aber du siehst gottserbärmlich aus.“

Die Mutter sah sie strafend an und fragte:

„Hast du Feuer?“

Auf die Bejahung wendete sie sich nur noch zu Albrecht und sagte:

„Da leg dich aufs Kanapee, das du geschickt hast. Ich muß den Vater immer zwingen, daß er sich drauf setzt oder gar legt. Oder willst du da im Lehnstuhl ausruhen? Schlaf jetzt ein bisle.“

Albrecht setzte sich in den Sessel, und draußen am Herde standen Vater und Mutter.

„Wirst schon sehen,“ tröstete die Mutter den traurig Dreinschauenden, „er wird bald wieder frischauf. Was hast? Ist dir nicht gut?“

„Hast du gesehen,“ entgegnete Jakob, „wie er mich so barmherzig angeschaut hat? O Mutter, der ist nicht krank, der hat nur Alles erfahren, und das drückt

ihm das Herz ab. An unserm getreuesten Kind geht mein Elend aus."

„Aber Mann! Was machst du wieder? Aber gut! Versprichst du mir, nie mehr einen solchen Gedanken in dir aufkommen zu lassen, wenn ich dir beweise, wie unrecht du hast, und wenn ich dir's sage, was ist?"

„Ja, das versprech ich, heilig, wie ich da die Hand ins Feuer halte."

„So sag ich dir: der Albrecht ist verliebt."

„Doch nicht in eine verheiratete Frau?"

„Mann! Was hast du wieder? Aber still! Er schläft," sagte sie, durch das Schiebfensterchen nach der Stube schauend. Sie winkte Jakob Stille zu, und dieser fragte leise:

„Wie heißt sie denn und was ist sie?"

„Ich weiß weiter nichts; aber wie er auf dem Herweg geschlafen hat, hat er so etwas gemurmelt, und da ist sein Gesicht so heiter geworden. Geh jetzt hinaus und sag' der Lisbeth im Garten, sie soll nicht singen."

Im Hause war's so still, als ob Niemand drin wohne; die Fichtenscheite im Feuer knackten nicht, denn sie waren wohl ausgetrocknet, und draußen harkte Lisbeth still das Gartenland auf.

Den Menschen kann man befehlen, daß sie still seien; aber horch, da gackert eine Henne! Ja so sind sie, die machen immer viel Rühmens davon, wenn sie ein Ei legen, zankte Magdalena lautlos und „Guten Morgen Albrecht," rief sie durch das Schiebfensterchen, da Albrecht sich aufrichtete. „Wart', ich bring dir was."

Behend eilte sie hinters Haus und kam dann wieder in die Stube:

„Schau, das ist von unserer neuen goldgelben Henne, sie stammt von der alten ab, die du vom Habicht gerettet; die hat dir ein frisches Ei gelegt; das ist ihr Willkomm. So ein frischgelegtes Ei ist ein wahres Heilthum, das sied' ich dir gleich und du hast dann Vorspann, bis das rechte Mittagessen kommt."

Neubelebt sah Albrecht der Mutter ins Angesicht und ihr noch nach, als sie schnell wieder wegging.

Das Wasser schien auf ihr Geheiß schneller zu sieden, nach wenigen Minuten war sie wieder da und sah still zu, wie der Sohn aß; denn so gern sie auch spricht, sie weiß doch, es ist nicht gut, wenn man Einen zum Reden bringt, während er ißt.

„Mutter, ich meine, es wäre mir schon ganz anders."

„Ich glaub's, halt dich nur ruhig und iß alle Stund was. Ich will dir's schon herrichten. Ich versteh das. Der Bruder von der Frau Justizräthin, das war ein großer Doctor, von dem hab ich's; ein Krankes, hat er gesagt, muß nie viel, aber oft essen."

Jakob, der in der Stube reden hörte, kam auch herein, und behutsam sagte er:

„Wenn's dich nicht anstrengt, könntest du doch sagen, woher du das Leiden hast?"

„Ich will's ein andermal näher berichten. Ich hab einen Kameraden gerettet, der ins Schwungrad gekommen war, und dabei einen Stoß bekommen."

„Genug für heute," fiel Magdalena dem schwer

Redenden ins Wort. „Und ich ſag, du wirſt bald wieder geſund. Darfſt du Wein trinken?“

„Ja wohl, in meinem Koffer iſt.“

„Gieb mir den Schlüſſel, ich will ihn aufmachen.“

„Nein Mutter, das muß ich ſelber.“

Er erröthete, und Magdalena ſchaute Jakob bedeutſam an, dieſer aber verſtand ſie nicht, bis ſie, als ſie allein waren, ſagte:

„Da haſt du's, er hat was von ſeiner Herzallerliebſten im Koffer.“

„Von einer Prinzeſſin?“

„Wenn's auch keine Prinzeſſin iſt, rechtſchaffen iſt ſie gewiß; unſer Albrecht verunſchickt ſich nicht.“

Sechsunddreißigstes Kapitel.

„Albrecht!“ rief die Mutter in der Frühe, „jetzt kannst dich drauf verlassen, es wird Alles gut, es ist nicht Aberglaube.“

„Was denn, Mutter?“

„Horch! Dein' Stimm ist schon heller. Die Schwalben sind heut Nacht ankommen. Horch! Wie sie im Nest zwitschern, und die Kuh brummt: ja, ihr habt's gut, ihr könnt durch das Luftloch da aus- und einfliegen. Schau, da fliegen sie und haben in der Luft ihren gedeckten Tisch.“

Der Tag war hell, die Nacht war mild, und als man am andern Morgen ausschaute, waren alle Blüthen aufgebrochen, Thal und Höhe stand in voller Frühlingspracht, und reicher war die Hoffnung da draußen nicht aufgegangen, als im Herzen der Mutter.

Albrecht saß mit den Eltern und der Schwester in der Stube, und als Jakob wegging, schlüpfte die gelbe Henne zur Thüre herein. Sie durfte doch sonst nie in die Stube, aber heut wagte sie's, und sie wurde nicht verjagt. Albrecht streute ihr Brosamen hin, sie pickte sie rasch auf und schaute ihn von der Seite an und endlich flog sie ihm sogar auf den Schoos.

„Und ich sag's und laß mich auslachen,“ rief

Magdalena, „kein Menſch weiß, was ſo ein Thierlein denkt. Meinſt nicht auch, Albrecht?“

„Ja Mutter, das iſt ſicher und gewiß.“

Der Schwager Eichbauer kam und ſtellte Albrecht ſein Fuhrwerk zu Gebote, ſo oft er es verlange. Auch der Nachbar Maier kam, und der neue Nachbar auf Numero 373, der vordem Hülfswärter geweſen, ja auch der Pfarrer und die Pfarrerin ſtellten ſich zu Beſuch ein. Magdalena konnte Gott nicht genug dafür danken, wie man jetzt ſo viele Menſchen habe und vor dreißig Jahren ſei ſie mit Jakob ſo wildfremd daher gekommen. Sie ſtand dabei, wie Albrecht ſo bedachtſam mit dem Pfarrer über die gerechten und ungerechten Wünſche der Arbeiter ſprach. Als ſie dem Pfarrer das Geleite gab, ſagte er:

„Das iſt ein gediegener Menſch, noch der vorzüglichſte von Euren Kindern.“

Am Herde, im Stall bei der Kuh, im Garten und auf dem Hopfenacker wiederholte ſich Magdalena dieſe Worte. Wenn Albrecht zu ihr kam und ihrem emſigen Thun zuſchaute — denn noch durfte er nicht helfen — leuchteten ihre Augen und glühten ihre Wangen, ſo daß Albrecht ſagte:

„Mutter, Ihr ſehet aus wie ein junges Mädchen.“

„O du!“ entgegnete ſie, „du biſt wol gewohnt, Frauensleuten ſo ſchöne Redensarten zu machen.“

Albrecht hätte darauf doch wol erzählen können, aber er hielt an ſich.

Da muß noch ein arges Hinderniß ſein, weil er nicht redet — dachte Magdalena.

Sie hielt sich mehrere Tage zurück, einstmals aber fragte sie doch:

„Bekommst du denn gar keinen Brief? Von Niemand?“

„Ja Mutter, ich erwarte einen.“

Und am selben Tage kam ein Brief. Die Hand Albrechts zitterte, da er ihn erbrach; er ging allein auf die Bank vor dem Hause, um ihn zu lesen. Magdalena stand von ferne, ihr Herz erbebte, dieser Brief ist entscheidend. Jetzt richtete sich Albrecht auf und rief:

„Mutter! Alles ist gut. Mutter, jetzt muß ich mich ein wenig niederlegen. Nachher erzähl' ich Euch Alles.“

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

„So Mutter, jetzt will ich Euch erzählen,“ ſagte Albrecht am Abend.

„Soll ich den Vater dazu rufen? In zehn Minuten iſt der Pariſer Zug vorbei, und er hat dann Zeit.“

„Nein Mutter, ich kann Euch allein beſſer erzählen, und Ihr berichtet's dann dem Vater.“

„Strengt's dich aber nicht an? Ich kann noch warten. Du haſt ſo heiße Backen und ſo kalte Hände.“

„Nein Mutter, ich kann jetzt. So! Laßt mir Eure Hand, die wird jetzt bald eine gar feine halten, aber ſie iſt auch arbeitſam, es iſt ihr nichts zu gering. Ja, liebe Mutter, ich bin glücklich in meinem Beruf, ich hab' freilich eine große Verantwortlichkeit, und mit manchen Kameraden auch meine Noth, aber im Ganzen genommen leben wir wie Brüder. Ich habe natürlich auch ſchon oft dran gedacht, daß ich ſo ſtehe, um eine Frau ernähren zu können, und habe Verlangen ein rechtes Weſen zu lieben und von ihm geliebt zu werden.“

Magdalena löste ihre Hand aus der des Sohnes, denn ſie mußte ſich die Thränen abtrocknen und Albrecht fuhr, ſich zurücklehnend, fort:

„Ich bin Mitglied des Handwerker-Vereins, das

iſt eine ſchöne Anſtalt, ich will ein andermal davon erzählen. Es war nicht lange nach meiner Rückkehr von der Wiener Weltausſtellung, wo wir einen erſten Preis bekommen haben, es war am Samſtag, da ſagt mir unſer Buchhalter — der auch im Verein iſt und unentgeltlichen Unterricht im Buchhalten giebt — heut Abend ſoll's Lärm und Untereinander im Verein geben, den die Sozialiſten machen wollen."

„Ja wohl, dein Vater ſchimpft auch oft auf ſie, wenn er ſeine Zeitung lieſt, er nennt ſie die Nichtsnutze, und ich ſag' dir, geſtern, die Stunde eh du gekommen biſt, hab ich's gedacht. Ich ſeh den Bienen zu und den Hummeln und da denk' ich, die Nichtsthuer die machen den meiſten Lärm."

„Nichtsthuer ſind ſie juſt nicht Alle, ſie haben in Manchem auch ſchon recht, aber wenn man Unrecht darunter miſcht, da geht das Recht auch verloren."

Die Mutter nickte zuſtimmend.

„Ja Mutter, der Buchhalter und ich haben viel gute Bücher gemeinſam geleſen, und ich hab' viel von ihm und von den freiwilligen Lehrern gelernt. Aber ich ſeh', ich muß mich zuſammen nehmen, ſonſt komme ich bis morgen früh nicht zur Hauptſach! Alſo wir ſind im Vereinshaus. Ich ſpür's, es liegt etwas in der Luft wie ein Gewitter und es fangt auch ſchon zu donnern an, wie der Vorſtand für heut Abend gewählt wurde. Unſer alter treuer Vorſtand ſoll heute nicht oben ſein. Endlich bringen wir ihn doch durch. Alſo der erſte Redner ſchimpft auf Alles, was Vermögen und Bildung und Anſehen hat, und Blut

ſaugen und in fremdem Schweiß baden iſt noch das Gelindeſte, was er ſagt. Ein Halloh geht los, daß man meint, die Welt wäre verrückt. Da nimmt der Herr Doctor das Wort, und ſeine Stimme, die ſonſt ſo feſt, zittert, wie er ſagt: Es iſt noch nicht lange, da haben wir der Welt bewieſen, daß der geringſte Mann alle Herrlichkeiten der Menſchenſeele haben kann, in Bravheit und in Allem; jetzt iſt faſt nöthig, daß wir Euch beweiſen, daß die Gebildeten auch brav ſein können. Das könnte dazu bringen, daß die beſten und umſichtigſten Männer, die nur auf das Wohl des Volkes ſinnen, ſich von Euch wenden und Euch den Verführern überlaſſen, die Euch mit falſchen Verſprechungen ins Elend bringen. Die Lohnerhöhung kann wol für eine Zeit helfen, bis bald Alles auch theurer iſt, dann iſt's vorbei, nur die Steigerung der Production...

Aber halt, das will ich Euch ja gar nicht erzählen, Mutter! Nur ſo viel. Der Mann ſpricht ſo, daß mir das Herz im Leibe zittert, und da ſchreien ſie: Wir brauchen keine Gelehrten, wir ſind Arbeiter! Arbeiter! Da hat mir's keine Ruh' gelaſſen, ich bin auch hinauf auf die Rednerbühne, zum erſtenmal in meinem Leben, aber ich war ruhig, und wißt Ihr, was ich erzählt habe? Eine Geſchichte aus meiner Kindheit, wie ich dem Vater die Zeitung vorgeleſen und gefragt hab', was Arbeiter iſt und ſeine Antwort. Ich hab' noch viel geſagt und wie einfältig es iſt, zu glauben, nur der arbeitet, der harte Hände hat. Sie haben mich ganz ruhig angehört, nur manchmal hat's geheißen: er hat recht, und wie das Wetter hat's umgeſchlagen.

Eine Stunde drauf ſitze ich beim Doctor am Tiſch, und wir trinken Bier, und jedes Wort, das der Mann ſagt, iſt mir geweſen, wie wenn ich ihn ſchon lange im Herzen gehabt hätte. Er bittet mich, ihn andern Tages ſo gegen zwölf zu beſuchen, ich verſprech's. Er fragt mich, ob ich verheiratet ſei, und Mutter, wie er das ſagt, iſt mir's geweſen, wie wenn mir eine feurige Hand ins Geſicht griffe. Ich ſag wie der Vater: wo Maſchinen ſind, giebt's keinen Aberglauben, aber es giebt doch Dinge, die wir eben nicht wiſſen. Mutter! Jetzt kommt die Hauptſache."

„Ich merk' ſchon. Aber es iſt gut, daß du dich jetzt ſelber unterbrochen haſt. Ich höre ſchon ſeit einer Weile deinen Vater in der Stube. Soll ich ihn herrufen?"

„Ja wohl."

Jakob kam und Magdalena erzählte ihm, was Albrecht berichtet, und dieſer nahm wieder das Wort:

„Zu feſtgeſetzter Zeit bin ich am Hauſe des Doctor Hornung."

„So heißt ja mein Zeitungsmann auch," unterbrach Jakob.

„Ja Vater, das iſt derſelbe."

„Dann iſt Alles gut; wo der iſt, da iſt Alles rechtſchaffen," ſagte Jakob. Magdalena aber preßte die Hände in einander und preßte ſie aufs Herz, während Albrecht fortfuhr:

„Wie ich alſo an der Thür klingle, ſagt das Dienſtmädchen, der Herr Doctor ſei nicht zu Haus. Ich will ſchon wieder gehen, da ſagt eine Stimme: Sind

Sie der Herr Ketterer? Ich sag' ja; ich sehe nichts in dem dunkeln Hausflur, als eine schwarze Gestalt, aber ein helles Gesicht, wie wenn's lauter Licht wäre, und sie sagt: der Vater hat den Auftrag gegeben, daß Sie ihn erwarten sollen. Treten Sie hier ein. Sie öffnet die Thüre und wie da das Sonnenlicht eindringt, da wars ... ja, wer kann das sagen? Sie sieht mich an, ich seh sie an, und sie tastet an der Thür, als könnte sie die Klinke nicht finden, aber jetzt hat sie geöffnet und verschwindet hinter der Thür. Und wie ich sie nicht mehr seh, denk' ich, die hast du schon gesehen, oder hast du nur einmal von solch einem Wesen geträumt? Ja Mutter, Ihr habt recht, daß Ihr lächelt, damals als die Justizräthin so krank war, damals unter der Thüre ist mir Theodora begegnet. Es dauert aber keine Minut', da kommt sie wieder und sagt: ich habe heut schon Ihre Worte gelesen, da ist die Zeitung. Sie giebt mir das Blatt und ist wieder fort. Ich will lesen, aber ich kann nicht. Da klingelt's wieder. Ein Major tritt ein, unverkennbar ein Bruder des Doctors. Schnell kommt aus der andern Thüre das Mädchen und sagt: Das ist schön, Onkel Theodor, daß du kommst. Der Vater kann jede Minute da sein.

Der Offizier fragt mich, ob ich Soldat gewesen sei und woher ich die Decoration habe. Ich erzähle, wie's gekommen. Der Offizier entschuldigt sich, daß er nicht warten könne, und geht davon. Theodora giebt ihm das Geleite und kommt dann wieder zu mir. Sie erzählt, daß die gestrige Versammlung die erste gewesen sei, die der Vater seit dem Tode der Mutter besucht

habe, und er sei zum erstenmal wieder lebensmuthig heimgekommen. Sie fügt hinzu, daß der Vater wegen seiner Freisinnigkeit mit dem Großvater und den Geschwistern zerfallen sei, der Großvater sei nicht einmal beim Begräbnisse der Mutter gewesen. Haben Sie noch beide Eltern? fragt sie mich . . ."

„Ich kenn' sie, ich kenn' sie ja," unterbrach Magdalena.

„Wartet noch, Mutter," sagte Albrecht und fuhr fort. „Sie fragt mich, ob ich die Narbe über dem linken Aug' im Krieg bekommen hätte. Ich erzähle die Geschichte mit dem Habicht. Sie nennt das heldenhaft, lacht aber aus Herzensgrund, wie ich ihr sage, daß ich gar nicht wie ein Held gejammert und geweint habe. Und während wir so reden, wie wenn wir von je her als Nachbarskinder mit einander gelebt hätten, kommt der Vater, der in einer Sitzung aufgehalten worden war. Er ladet mich ein, zu Tisch zu bleiben, was ich natürlich gern annehme. Theodora hat mir herausgeschöpft und eingeschenkt . . ."

Albrecht wurde in seiner Erzählung unterbrochen, denn Lisbeth kam und sagte Jakob, es sei ein Extrazug signalisirt. Jakob eilte davon, aber noch im Fortgehen rief er: „Laßt es Euch gut schmecken! Erzähl du nur der Mutter weiter."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Albrecht begann mit frischem Athem:

„Bei Tische sagt Herr Hornung, er wolle heut Abend das Concert in unserm Verein besuchen. Wir haben nämlich einen Gesangverein und dabei bin ich auch keiner von den letzten. Die Tochter hat mir angesehen, daß ich gern gefragt hätte, ob sie auch mitgeht, denn sie sagt: Vater! Ich weiß, die Mutter selber würde es nur recht finden, daß wir uns am Reinsten erheben, aber ich habe noch keinen Sinn dafür. Wenn ich in mir schon Aufmerksamkeit für gute Musik haben könnte, ich ginge und fragte nichts nach dem Gerede der Leute... Nicht wahr, Mutter, das ist eine freie feine Seele? Sie hat's noch weiter bewährt. Der Doctor fragt auch nach der Narbe und da sagt sie: Es wird dem Herrn Ketterer zuwider sein, das immer wieder zu erzählen. Erlauben Sie. Und sie erzählt die Geschichte mit dem Habicht, so herzig und so lustig, daß wir Alle lachen."

„Und du hast noch immer nicht gesagt, daß ich sie so gut kenne? Weiß sie denn meinen Namen nicht?"

„Ihr werdet schon hören, daß sie bloß den Namen Magdalena gekannt hat. Von da an bin ich jeden

Sonntag zu Tisch gewesen und die ganze Woche war mir nur wie ein Rüsten zum Sonntag, und einmal ist auch der Herr Justizrath da gewesen, und wie mich der so freundlich und vertraut begrüßt, da fragt der Doctor Hornung: Warum haben Sie denn nie gesagt, daß Sie mit unserm Freunde Heister bekannt sind? Ich hab das rechte Wort nicht sogleich finden können, da sagt Theodora:

Der Herr Ketterer hat durch niemand Anderen, als durch sich selber empfohlen sein wollen.

Könnt Euch denken, Mutter, wie mir da alle Flammen aus dem Gesicht schlagen. Und jetzt wird's auch offenbar, wie sie Euch kennt, Mutter, und Euch von Herzen lieb hat, und wir Beide sind auf Einmal drauf gekommen, daß wir uns vor Jahren wenige Tage vor dem Tod der Justizräthin unter der Hausthüre Heisters begegnet sind. Nach Tisch kommen viele Männer, die Theilhaber der Zeitung sind, die der Herr Doctor herausgiebt, sie halten Berathung im Nebenzimmer und wir Zwei waren allein. Sie erzählte mir von ihrer Familie. Seit dem Tod der Mutter schreibt Theodora dem Großvater viel und sie hofft, ihn noch mit dem Vater auszusöhnen, wenn er diesen Frühling aus Italien wiederkommt. Und der Großvater wird Sie, Herr Ketterer, auch lieb haben, sagt sie ... Mutter! Auch! Wie sie das gesagt hat, was ich drauf vorgebracht habe und was sie wieder, das weiß ich nicht mehr, aber bald sind wir uns um den Hals gefallen und haben uns geküßt ...."

Magdalena wischte sich große Thränen ab, Jakob

trat ein und als Magdalena ihm halb weinend halb lachend erzählt hatte, fuhr Albrecht fort:

„Wir haben ausgemacht, daß wir jetzt dem Doctor noch nichts sagen, aber ich glaub, er hat's uns angesehen; aber weil wir schweigen, hat er auch nichts gesagt. Ich bin durch die Straßen gegangen und hab's gar nicht fassen können, daß da noch Menschen gehen, die ganz Anderes im Sinn haben, daß da noch andere Häuser sind als das, wo sie wohnt, und daß es noch eine Minute geben soll, wo wir nicht beisammen sind.

Am Montag Morgen da tanzt Alles mit mir herum: in meinem Herzen ist ein Hammerwerk, aber ich besinne mich und halte mich fest, und da sehe ich, wie ein Arbeiter vom Wellenrad gepackt wird, ich spring herzu, ich stell das Rad, aber ich krieg einen Stoß, daß sie mich todt davon tragen. Ich bin aber bald wieder zu mir gekommen.

Am dritten Tag kommt der Doctor zu mir und bringt mir einen Brief. Theodora schreibt mir: „Ich habe im Kriege Kranke pflegen gelernt, Vaterlandsgenossen und Fremde, und von dir sollte ich fern sein? Ich habe von meinem Vater verlangt, daß er unsere Verlobung anzeige, damit ich dich pflegen kann." So hat sie mir geschrieben und das war die beste Medicin; ich bin schnell wieder aufgekommen und gestern bei der Abreise war der Vater und Theodora auf dem Bahnhof."

„Hast du kein Bild von ihr?" fragte Jakob.

„Ja Vater! ich habe es heute erhalten mit einem

guten Briefe. Da iſt's." Er zog es aus der Bruſttaſche und reichte es dar.

„Ich kenn ſie ja," rief Magdalena, „ſie iſt viel mächtiger geworden, aber ſie ſieht noch ſo herzlieb aus. Die blauen Augen und die rothen Backen, die ſieht man freilich da nicht, und ihre getreue Stimme hört man nicht. O du Seelenkind!"

Albrecht hatte erzählt und die Eltern ſaßen ſtill, die Abenddämmerung brach herein, es ward Nacht und noch immer ſaßen die Drei ſtill. Da hörte man Lisbeth vor dem Hauſe mit einem Fremden ſprechen und jetzt rief die Stimme der Frau Süß: „Ich muß zu ihm. Ich bringe Glück."

Die Thüre ging auf und Frau Süß trat ein.

Neununddreißigſtes Kapitel.

„Das große Loos! Das große Loos haben wir alle,“ rief Frau Süß. „Den Albrecht will ich und keinen andern, hat meine Viktoria geſagt, wie die Nachricht gekommen iſt, und jetzt bin ich da und ſage Glück und Segen und Amen.“

Es war ſchwer, Frau Süß zum ordentlichen Erzählen zu bringen. Zuerſt erfuhr man, daß ſie Albrecht in der Stadt aufgeſucht habe, und endlich kam's heraus: es iſt nicht wahr, daß das Glück immer dumm iſt, es iſt manchmal auch ganz geſcheit. Das Prioritätsloos hat den großen Preis gewonnen, und jetzt kann Albrecht eine eigene Fabrik anlegen und Victoria läßt ihm ſagen, daß ſie ihn mit offenen Armen erwarte.

„Ihr ſeid ſtarr vor Glück?“ rief Frau Süß, „wir waren's auch.“

„Unſer Albrecht iſt krank,“ konnte Magdalena endlich ſagen.

„Aber ein Wort hervorbringen kann er doch?“ rief Frau Süß. „Kannſt du nicht reden, Albrecht?“

„Ich kann, und ich ſag von Herzen Dank, Euch und der Viktoria, aber es iſt zu ſpät.“

„Du wirſt ſchon wieder geſund.“

„Das wohl, aber ich werde nicht mehr ledig.“

„Was? Du weiſeſt uns ab?“

„Das thue ich nicht. Ich bin nur nicht mehr mein eigen.“

„Darf man fragen, wem du gehörſt?“

„Fragen darf man, aber ich kann's jetzt noch nicht ſagen.“

„Aber wenn ich rede, was dann?“

„Ich kann's Euch nicht wehren.“

„Und ich laſſe mir's nicht wehren. Ich weiß wohl, wer eine Strafe abgebüßt hat, dem darf man ſie nicht mehr vorwerfen. Drum ſag ich: Die Beiden da haben nicht im Zuchthaus geſeſſen. Siehſt du? Deine Mutter ringt die Hände, dein Vater ballt die Fauſt,. das haben ſie auch im Zuchthaus gethan. Es hat dort nichts genutzt und nutzt auch hier nichts.“

„Frau Süß,“ rief Jakob zornglühend, „ich kann meine Hände auch aufmachen und . . .“

„Ja, erwürg' mich nur, dann haſt du eben einen zweiten Mord auf deiner Seele.“

Jakob wollte auf ſie los, aber Albrecht ſtand dazwiſchen und rief: „Vater! Iſt das wahr? Seid Ihr . . .?“

„Ja. Aber wie es gekommen, das macht die Sache anders.“

Mit blaſſen Lippen ſagte Albrecht: „Frau Süß, was Sie gethan und warum Sie es gethan, Sie werden es verantworten. Aber nun gehen Sie.“

Frau Süß ging davon und die Eltern ſaßen ſtumm. Das helle Mondlicht beleuchtete die Stube, Albrecht

wehrte mit beiden Händen gegen das Licht, als wolle er's abthun, daß man nichts sehe; er stand auf und legte seine beiden Arme an die Wand, stützte den Kopf drauf und ein Thränenstrom brach hervor, wie ein tief verhaltener Quell; die hohe schlanke Gestalt des jungen Mannes erbebte und zuckte hin und her, wie wenn eine äußere Gewalt an ihm risse.

Jakob legte dem Sohne die Hand auf die Schulter und sagte:

„Liebes Kind! Ich habe Schweres, Bitteres, Hartes erlebt, aber das, das ist doch das Aergste, dich so über deinen Vater weinen zu sehen."

Eine Sekunde war die Gestalt Albrechts ruhig, dann aber bebte sie wieder, wie von Fieberfrost geschüttelt, und Jakob fuhr fort:

„Wenn ich dir dein Leid abnehmen könnte, ich ginge gerne in den Tod; wenn es zu deinem Glück ist, wir wandern aus nach Amerika, oder zur Lena nach Ostindien. Nicht wahr, Mutter?" Mit jammervollem Blicke stimmte Magdalena bei und Jakob fuhr fort: „Nur bitte ich dich, kränke dir dein Herz nicht ab, das ... das könnte ich nicht auch noch tragen."

Albrecht wendete sich um, der Mond schien voll in sein Antlitz und glänzte in der Thräne an seiner Wimper:

„Verzeihet mir, Vater. Ich will nicht mehr an mich denken und an nichts, was zu mir ... ich will Euch helfen ... Euch tragen helfen."

Seit Albrecht nicht mehr auf dem Arm getragen wurde, hatte ihn der Vater nie mehr geküßt, jetzt

schloß er ihn in die Arme und küßte ihm die Thränen von den Wangen.

„Ich habe deine Thränen getrunken, deine bittern Thränen, mein Kind! Ich hab das Bitterste genossen, was es auf der Welt giebt, die Thränen, die mein Sohn um mich geweint hat," rief Jakob. Er schwankte, Albrecht hielt ihn auf und sagte mit fester Stimme: „Nun ist's vorbei, Alles vorbei. Vater! Es mag geschehen sein was da will, so lang auf der ganzen Welt ein Kind Vater sagt, soll keines sein, das seinen Vater mehr liebt und hochschätzt als ich."

Jakob saß auf dem Stuhl. Magdalena sagte, Albrecht an der Hand fassend: „Komm Kind! Laß den Vater hier ruhig sitzen. Komm mit mir. Ich will dir erzählen."

„Ich will selber."

„Nein. Ich thu's."

„Ja Vater! Lasset mich mit der Mutter."

Sie gingen und als sie wiederkamen, sagte Albrecht: „Mutter! Jetzt bringet Licht und hell und frei und froh ist Alles."

„Kind," sagte Jakob, „du thust ja, wie wenn wir ein Freudenfest zu feiern hätten."

„Das haben wir auch, Vater," und mit flammendem Blick fuhr er fort: „Vater, ich weiß jetzt erst recht, was für ein Mann Ihr seid, ein Held. Ich bin stolz darauf, Euch Vater zu nennen."

Man saß geraume Weile still. Albrecht bat den Vater, daß er seine Pfeife anzünde, Jakob willfahrte und er und Magdalena erzählten offen Alles und als nach Mitternacht der Mond hinabging, war Ruhe und

Stille im Hause, als wäre der Friede hier nie aufgescheucht worden.

Am Morgen, als Albrecht erwachte, stand der Vater vor ihm und Albrecht sagte: „Vater, gebt mir Eure Hand drauf, Ihr machet Euch keine Vorwürfe mehr, nicht wegen Eurer und nicht wegen meiner. Ich sag Euch: unter Denen, die in Ehren prangen, haben Tausend und Abertausend ohne Buße Aergeres verschuldet, wie Ihr, oder sind nur durch Glückszufall davon abgehalten. Und wenn auch. Ein langes rechtschaffenes arbeitsames Leben kann nicht durch ein Einziges zerstört werden."

„Just dieselben Worte hat mir der Missionär auch gesagt," entgegnete Jakob; „aber jetzt von meinem Kinde ist's doch noch ganz anders und mehr."

Wie angerufen kam jetzt eben ein Brief von Lena aus Ostindien. Der Brief erhielt Trauriges und Erhebendes, denn es hieß darin:

„Ich bin Wittwe und ich komme heim mit meinem Kinde. Mein Mann ist den Leiden des hiesigen Klima's erlegen. Seine Seele erhielt sich groß und erhaben bis zum Eingang in das höhere Leben. Es wäre hier noch ein Arbeitsfeld für mich, aber er stimmte auf seinem Todtenbette mir bei, daß ich zu Euch gehe und Euch die Tage erhelle, auch durch mein Kind. Lieber Vater! Mein Mann hat noch in seiner Sterbestunde gesagt: sag deinem Vater, er ist rein und ich bete noch für ihn vor Gottes Thron ... Und so komme ich zu Euch und will mit Euch leben und beten und arbeiten ..."

Es hat sich schon oft erwiesen, daß da, wo ein Erdbeben stattgefunden, eine verborgene Heilquelle hervorsprudelte. So war es auch hier. Die Eltern und der Sohn gewahrten aus der Erschütterung heraus erst frei und ganz, welch eine Fülle von Liebe und gutem Denken zwischen ihnen waltete, und sie staunten einander oft an, wie wenn sie jetzt erst zu einander kämen und wüßten wer sie sind. Albrecht ging mit seinem Vater alle seine Wege und wenn er sprach und wenn er schwieg, immer war's gut, und wie er jetzt nur an den Vater dachte und seiner selbst vergaß, genas und gedieh er in fast wunderbarer Schnelligkeit.

An der Einsiedelei sagte Jakob:

„Schau, da sind meine Rosen, aber wenn ich an mein Elend gedacht habe und an Eures, da haben sie mir nicht mehr geduftet und waren nicht roth, sondern schwarz, schwarz. Deine Mutter hat mir immer geholfen, jetzt kann ich's bei dir ablegen. Es hat mir kein Mensch angesehen und ihr Kinder gewiß nicht, wie schwer ich getragen hab."

Albrecht legte die Hand auf die des Vaters, und das Auflegen dieser kräftigen guten Hand schien ihm wohlzuthun und er fuhr lächelnd fort:

„Schau, das hat mich am meisten geplagt: warum kann man in einer schlimmen Stunde so was auf sich laden und in einer guten Stunde es nicht wieder abthun? Ich habe nichts thun können, als mein Revier in Ordnung halten, die vielen Jahre lang, und wie der Krieg kommen ist, hab ich gedacht, jetzt kommt's, jetzt kannst du was thun, das alles Vergangene ab-

auf, legte sie ungelesen neben sich und dazu Feuerzeug und die Cigarrentasche. Er schaute behaglich umher über die wogenden Kornfelder nach dem Walde und nach dem hohen Berge, auf dem ein Wartthurm blinkte. Es ist kein Wölkchen am Himmel; ein echter und vollkommener Hochsommermorgen. Die jungen Leute dort oben hatten heute einen hellen Sonnenaufgang.

Der Staatsrath Hornung kam eben von seinem Morgenritte zurück und rief noch vom Pferde zu Heister: „Emil, warte mit dem Frühstück nicht auf mich."

Heister brockelte die Krumen den traulich herbeifliegenden Finken, die dafür um so lustiger von den Bäumen sangen, sie sind die letzten, deren Sang bald aufhören wird, nur die Wasseramsel am Bache zwitschert noch unaufhörlich aus den Weiden. Vom ersten Augenaufschlage an war der Tag für Heister eine Kette von dankbar empfangenen Gaben des Daseins; er hatte doch, wenn er in die Vergangenheit zurückdachte, viel verloren, da ihm seine Frau entrissen wurde, aber nun, da ihm die Gesundheit wieder gegeben war, empfing er das Dasein selber wie ein tägliches Geschenk.

Er hatte nach langer Verfremdung sich hier wieder mit dem Freunde zusammengefunden; die beiden Männer erkannten es als ein Glück, daß sie in alten Tagen noch einmal traulich mit einander leben sollten, und sie hüteten sich wohl, die Gegensätze und Widerstreitspunkte zu betonen, denn die verschiedenen Grundnaturen und die verschiedenen Lebenswege hatten sie viele Jahre von einander entfremdet und noch jetzt,

während Heister sich beglückt fühlte durch Errichtung und Erstarkung des deutschen Reiches, betrachtete der Staatsrath jede Rechtsbefugniß des Reiches als eine Minderung der Lebenskraft des Landes, dem er eine Zeit lang als Minister vorgestanden hatte und als dessen Gesandter er die Auflösung des Rumpf-Bundestages mit erleben mußte.

Die beiden Freunde vermieden sorgfältig jede dahin führende Erörterung, und geriethen sie doch in eine solche, so war Heister überaus mild, nicht nur, weil er der Befriedigte war, er fand auch eine Wahrung gegen einseitige Verstockung darin, nicht ständig mit Gleichgesinnten zu verkehren, sondern auch der noch bestehenden Gegensätze bewußt zu bleiben.

Heister nahm nun seine Zeitung zur Hand, in welche der Staatsrath nie schaute, denn es war diejenige, die sein Sohn, der Vater Theodora's herausgab. Er las ein Telegramm und legte plötzlich die feine knöcherne Hand zitternd auf das Blatt; in seinem Gesichte zuckte es schmerzlich. Er stand auf, setzte sich aber rasch wieder, schaute hinaus in die Landschaft und wischte sich die Augen ab.

Der Staatsrath kam, er war sorgsam gekleidet, er trug sogar beim Landaufenthalt beständig einen glänzenden Orden. Er kümmerte sich nichts darum, daß man offen darüber scherzte und geheim darüber spottete, ja er sagte geradezu: ich maskire mich nicht mit Bescheidenheit, ich will, daß mir jeder Begegnende ansehe, ich gehöre nicht zur Masse.

Das sagte auch sein stolzer Gang, mit dem er jetzt

daherkam; er trug den Kopf hoch und selbstbewußt. Im Ausdruck seines Gesichtes lag eine strenge Härte, während Heister Jegliches mit fast zärtlichem Blicke ansah.

Als die Cigarren angezündet waren, sagte Heister:

„Nun kann ich dir's sagen, es hat mich tief erschüttert: da steht's! Fritz Reuter ist todt! Eine Seele, so stark und so fein, so voll heller Lust und von innigem Ernste, hat im Thüringer Lande am Fuße der Wartburg ausgehaucht."

„Ich kann die Schriften des Mannes nicht lesen, das Idiom macht mir Unbehagen."

„Es ging mir auch so, aber als ich das überwunden hatte, ging mir ein Quell von Innigkeit und Heiterkeit, von unverwüstlicher Menschenliebe, von Glauben an Güte und Treue auf, dergleichen ich nicht weiter kenne. Und ein Bestes ist noch, er hat mich bekehrt."

„Wozu? Wovon?"

„Zunächst von unserer Einbildung, daß wir Süddeutschen die allein seligmachende Gemüthlichkeit inne hätten. Da zeigt sich's, der Norddeutsche ist zurückhaltender, der Süddeutsche offener, und das erscheint als Gemüthlichkeit. Dieser Mecklenburger hat uns so unvergeßliche, goldhaltige Volksnaturen gegeben —"

„Volksnaturen!" fiel der Staatsrath unwillig ein, „Euer Grundirrthum ist eben, daß Ihr glaubt, das Volk sei Natur. Das Volk ist am wenigsten Natur, seine Leidenschaften sind nur ungemäßigter und roher —"

„Bitte, sage unschuldiger und offener."

Der Staatsrath nickte, fuhr aber dann in gleichem heftigem Ton fort:

„Wunderlich! Ich denke, Ihr Liberalen solltet doch selber jetzt von Eurer Volksverehrung bekehrt sein. Ihr seid ja jetzt die Befriedigten, aber das muß Euch doch klar geworden sein, die Masse, das sogenannte Volk, bringt nichts hervor; das bleibt Hebel und Werkzeug. Was Großes geschieht, geschieht nur durch große, gewaltige Menschen. Euer allgemeines Stimmrecht bringt nichts hervor; Neubelebendes entsteht nur aus der einzigen Stimme des Genius. Was Ihr Volk nennt, wird beherrscht, entweder von den lügnerischen Pfaffen des Jenseits oder von den lügnerischen Pfaffen des Diesseits, den Herren Sozialdemokraten."

„Und weder diese noch jene," erwiderte Heister mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „werden die Grundnatur unseres Volkes verderben können, so wenig das die Gewalthaber der Reaction vermochten. Deß ist wieder Fritz Reuter ein Zeugniß. Alle Peinigungen —"

Plötzlich brach Heister ab, er sah, wohin das Gespräch gerathen war, er suchte abzulenken und begann mit sanfter Stimme:

„Ich wollte nur von Fritz Reuter —"

Der Staatsrath faßte seine Hand und sagte:

„Mein guter Emil! Mir fällt eben ein, es sind wohl dreißig Jahre, da haben wir in der Laube in deinem Garten ein ähnliches Thema besprochen. Erinnerst du dich?"

„Ja wohl, es war damals beim Verein für entlassene Sträflinge."

„Ja, und ich dürfte einen Accent auf meine damaligen Aeußerungen legen. Erstlich, daß ich dir schon

damals gesagt habe, die Eisenbahnen müssen dem Staate angehören, und dann habe ich dir schon damals gesagt: Mein Herz ist kein Spital, und ich will nichts von diesen Poeten, die uns die niederen Schichten aufschminken. Auch dein Fritz Reuter ist, nach Allem was ich höre, ein Schönfärber des neuen Götzen, genannt Volk."

„Wenn du unter Schönfärberei das verstehst, daß man trotz alles Wissens von der Rohheit und Dumpfheit doch aufzeigt, wie die sonnenhafte Psyche aus den niederen einfachen Charakteren aufleuchtet, dann war er auch ein Schönfärber. Es ist aber die echte Erkenntniß der Gleichheit aller Menschen, die höchsten Mächte überall zur Erscheinung und Wirkung zu bringen. Das ist unsere neue Andacht, unsere neue Religion. Und wie im plattdeutschen Dialekte homerische Schönheit gegeben ist, so steht auch fest, daß in jeglichem Gewande das Göttliche sich offenbaren kann."

Der Staatsrath sah bewegt in das Antlitz seines Freundes, dann wendete er sich und sah mit ironischem Lächeln hinaus ins Weite, er wollte offenbar den Freund nicht stören. Nach einer Weile sagte er:

„Heute habe ich erfahren, daß du Geheimnisse vor mir hast."

„Ich?"

„Ja du, du hast mir nicht gesagt, daß unser Pflegling von damals, der Postillion, der den fahrlässigen Todtschlag abgebüßt hatte, hier in der Nähe Bahnwärter ist. Ich bin ihm heute zufällig begegnet und habe ihn erkannt."

„Hast du ihn an sein Schicksal erinnert?"

„Natürlich.“

„Und eben das wollte ich vermeiden. Aber nun ist's auch gut. Ich weiß, du wirst jede Bitterniß abwenden, denn das sind bis auf das Eine, das vergessen werden muß und [vergessen ist, wahrhaft glückliche Menschen.“

„Glückliche Menschen?“ lachte der Staatsrath, „es giebt keine glücklichen Menschen. Der Unwissende ist ein redendes Thier, und der Wissende sieht nichts als Chaos. Wer uns Beide so von außen sieht, wird sagen: was sind das für glückliche Menschen mit schönem Alter, mit Ehre und gutem Auskommen. Und was ist das Ganze? Unser Beruf ist jetzt Spazierengehen und Reiten, Essen und eine Partie Piquet nach Tische, und wenn wir die Summe ziehen, ist das Leben ein Elend; das mußt du, der Kinderlose, bekennen, wie ich, der siebenfache Großvater. Und daß wir vom Sterben wissen, nichts aber von einem jenseitigen Leben, das ist eine Grausamkeit Eures sogenannten Weltgeistes. Wie jetzt die dort, so werden Geschlechter auf Geschlechter an den Tischen sitzen und über Nichtigkeiten lachen, sich in Landpartien müd' machen, um gut schlafen zu können, und gut schlafen, um sich abzumüden; so werden sie sitzen und wandern und plaudern und liebeln und hassen, während wir in der Erde modern. So lang man jung ist und Leidenschaften hat, täuschen uns diese über die Leere, Oede und Nichtigkeit dieser von Göttlichkeit erfüllt sein sollenden Welt. Vogelsang und Ordensbänder, Frauenliebe und Wissenschaft, das Bewußtsein vollführter Arbeit, Alles ist eitel —“

„Mein lieber Freund!“ warf endlich Heister ein und bot dem Geheimrath, dem die Cigarre ausgegangen war, Feuer an, „warum hefteſt du deinen Blick immer auf die Schattenſeite, und nicht auch dahin, wo das goldene Licht doch ſo reich ausgeſtrömt iſt? Freilich iſt viel Elend und Mühſal im Daſein, aber des Glückes und der Freude noch mehr. Wir ſind nur für das Alltägliche nicht erkenntlich und heften unſre Gedanken an das Störende, Auffällige.

Ich verſtehe allerdings die Miſchung des Einzellebens nicht, aber die große Harmonie des Weltlebens wird mir immer klarer, und darin iſt Sterbenmüſſen kein Elend.“

Der Staatsrath ſchien das Geſpräch nicht fortſetzen zu wollen, er ſagte:

„Erlaube mir einen Einblick in Eure Zeitung,“ und kaum hatte er hineingeſehen, als er froh ausrief: „Und das haſt du natürlich nicht geleſen? Da ſteht's ja, mein Sohn Theodor iſt Oberſt geworden.“

Eine alte Frau, die in einem Handwagen geführt wurde, ließ ſich zum Staatsrath heranrollen, ſie hatte bereits auch die Zeitung geleſen und brachte mit großem Nachdruck ihren Glückwunſch dar.

„Was dem Vater verſagt war, das wird nun dem Sohn,“ ſagte die alte Dame lächelnd und reichte ihre feine, wohlgepflegte Hand dar, die der Staatsrath als allzeit verbindlicher Mann von vollendeten Formen ehrerbietig küßte.

Der Staatsrath und Heiſter hatten einander in die Sommerfriſche beſtellt; ungerufen — aber wie der

Staatsrath sagte hochwillkommen — hatte sich auch seine Jugendfreundin, die verwittwete Präsidentin von Kastelburg, eingefunden.

Sie erzählte nun Heister, wie gut der Staatsrath damals als er Assessor beim Gerichtshofe ihres Mannes gewesen, in der Uniform ausgesehen habe, als sie mit ihm in einem lebenden Bilde stand, und wie er schmerzlich beklagt habe, nicht Soldat geworden zu sein.

Die Dame war dem Staatsrath mit diesen wie mit anderen Erinnerungen und Betrachtungen lästig, aber er that, als ob er mit dem innigsten Interesse zuhöre, und sie war gewohnt, daß Alles, was sie sagte, aufmerksam beachtet wurde; sie fuhr daher, jedes Wort mit besonderer Huld ausstattend fort:

„Ja, ja, die jungen Leute schwärmen heute Natur. In unserer Zeit war man aber doch heiterer. Die heutige Jugend ist viel zu ernst, sie genießt das Leben mit finsterer Miene. Wir haben mit Wonne getanzt. Nicht wahr, Herr Staatsrath.“

Der Staatsrath mußte entzückt bestätigen, und die Präsidentin fuhr fort:

„Die heutige Jugend berühmt sich: ich tanze nicht gern und — tanzt doch. Wo ist da noch unbefangene Lebenslust? Das räsonnirt, das reflectirt. Sollte man's glauben: junge Mädchen in hellen Kleidern sitzen an Sommertagen in grüner Laube und sprechen von Religion und von Frauen- und Volkswohl, und unsere liebe Theodora, die doch sonst so entzückend und frisch, führt da das große Wort, und gestern, was geschah? Ich höre die kleine Lilly von Arven von Stoffwechsel

reden, ich denke, es ist von Kleiderstoffen die Rede. Aber denken Sie, das arme Kind hat vergangenen Winter einen Cyclus von Vorlesungen über Chemie gehört."

Der Staatsrath lachte laut und hörte dann lächelnd zu, wie Heister sich bemühte, die Anschauungen der alten Dame zu berichtigen. Der gute Heister, dachte er, glaubt noch immer an aufrichtiges Interesse und weiß nicht, daß die Menschen nur Unterhaltung machen und die Zeit verplaudern wollen. Heisters ernsthafte Vertheidigung der geschmähten Gegenwart wurde durch wohlgestimmten hellen Chorgesang von Männer- und Frauenstimmen unterbrochen.

Ein vierspänniger Bauernwagen kam langsam daher. Man ging von den Nachbartischen den Ankommenden entgegen, die vom Sonnenaufgange auf dem Hochberg zurückkehrten.

Als Theodora, hochgeröthet mit einem frischen Kranze auf dem Haupte und den Hut in der Hand haltend, abstieg, rief der Staatsrath:

„Kind! Onkel Theodor ist Oberst und Regiments-Commandeur geworden."

„Gratulire, lieber Großvater. Ich will nur mein Gewand etwas in Ordnung bringen. Ich komme gleich wieder."

Sie eilte in das große Haus.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Der Staatsrath hatte diesmal doch nicht die ganze Wahrheit geſagt, wenn er behauptete, daß ihm kein Glück mehr blühe, denn ſonſt ward er nicht müde, zu erklären, welch eine eigenartige, nicht voraus zu ahnende Wonne der Verkehr mit einer wohlgebildeten Enkeltochter, wie Theodora ſei; und noch mehr als er ausſprach, zeigte er's in ſeinem ganzen Behaben. Er war voll Ritterlichkeit und erwies, daß er ſtolz auf ſolch eine Enkelin war.

Nach dem Tode der Mutter Theodora's hatte doch eine Annäherung zwiſchen ihrem Vater und dem Großvater ſtattgefunden, und als erſte Beſtätigung war die Zuſtimmung gegeben, daß Theodora den Großvater auf ſeiner Reiſe nach Paris begleite. Darum traf ſie Albrecht nicht mehr, und ſie ſchrieb ihm nur einmal, mit der Bitte, ihr nicht zu antworten. Sie wollte natürlich den Großvater auf ihre Verbindung mit Albrecht vorbereiten, damit nicht neuer Zerfall eintrete.

Auch aus der Sommerfriſche ſchrieb Theodora, wieder mit der Bitte, nicht zu antworten, denn ſie ſei ſeiner ſo ſicher wie ihres eigenen, ihm zugehörigen Lebens — ſie fühle das Glück, in der Landſchaft zu ſein, wo er

als Knabe gewandelt, und sie müsse tagtäglich das Verlangen niederkämpfen, seine Eltern aufzusuchen; sie wolle aber warten, bis sie des Großvaters ganz sicher sei, denn als Fremde vor die Eltern zu treten, erschiene ihr wie ein Frevel.

So hatte Theodora geschrieben; ihre sonstige Entschlossenheit schien einer unerklärbaren Zaghaftigkeit gewichen. Nun hatte heute ein Zufall sie gemahnt und ermuthigt, sie hatte heute die Schwester Albrechts kennen gelernt.

Es war ein eigenthümlicher Wonneblick, mit welchem der Großvater die nun wieder in den Garten tretende Enkelin betrachtete; die kräftige Gestalt mit den fast üppigen Formen erschien in dem hellgrauen Kleide wie eine sommerliche Blume von milder Farbe; ohne auffällig der Mode zu widersprechen, hatte sie sich doch nicht mit den bräuchlichen Abgeschmacktheiten überladen und besonders auf dem Kopfe war nichts von den gräulichen Wulsten; sie hatte freilich natürliches Haar genug, um es in zwei dicken Flechten am Hinterhaupte herabhängen zu lassen, und der ungewöhnlich mächtige, hochgewölbte Oberkopf erschien in seiner schönen Rundung. Die vollen Wangen waren sonnengebräunt, die Stirne aber schneeweiß. Aus den hellen Augen lachte nach überwundener Trauer wieder die Freude an der schönen Welt, und wer in diese Augen sah, dem ward die Welt neu schön, wie jetzt dem Großvater, der mit einer zierlichen Aufmerksamkeit bald dies, bald jenes der Enkelin darreichte und sie ermahnte, zuvörderst ruhig zu frühstücken, dann erst zu erzählen.

„Ja, Großvater," sagte sie endlich, „was kann man vom Sonnenaufgang erzählen? Ich konnte nicht bei den Anderen bleiben, die in diesen heiligen Minuten noch sprechen und ihr Entzücken ausrufen konnten; ich setzte mich allein an den Bergesrand, und es war mir als sehe ich, wie die Erde wieder neu wird, und als ich mich ausgeweint hatte, weil meine Mutter jetzt in dieser Erde ruht —"

Sie hielt inne, sie konnte vor Bewegung nicht weiter reden, aber sich fassend fuhr sie fort, indem ihr Auge flammte und die geschwellten rothen Lippen zitterten: „ja, der Vorsatz stieg in mir auf: nie mehr, nie soll wieder eine Kleinlichkeit mich beherrschen, all das Nichtige, Tagdienerische soll mir nichts mehr anhaben; da ist die Erde mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren Millionen pochenden Herzen, ich will leben und arbeiten, daß ich es werth bin, da zu sein und —" sie lachte, indem sie schloß, „ich will werth sein, daß mich die Sonne bescheint."

„Du Sonnenkind!" sagte Heister leise vor sich hin, der Großvater rief aber in ungewöhnlich lärmendem Tone und mit schalkhafter Stimme:

„Schau, schau, greife in deinen Nacken, da hängt was." Unwillkürlich griff Theodora in den Nacken und der Großvater konnte vor Lachen kaum hervorbringen: „Ja Kind, der Schulzopf, der Zopf der examinirten Lehrerin hängt dir nach. Kind! Was füllen sich deine Augen gleich mit Thränen? Kannst du keine Neckerei vertragen? Habe ich dich gekränkt?"

Theodora preßte die Lippen zusammen, in ihren

Wimpern hingen Thränen. Plötzlich flog etwas wie ein raſches Licht über ihr Angeſicht, ſie faßte die Hand des Großvaters und ſagte:

„Großvater! du mußt mit mir auf den Eichhof. Da haben wir eingekehrt und ein Bauernweſen getroffen, ſo voll, ſo in ſich geſättigt, der Bauer und die Bäuerin kernfeſte und treuherzige Menſchen; die Leute werden dich von deinem Aberglauben gegen das Volk bekehren. Die Frau iſt die Tochter eines Bahnwärters," bei dieſem Worte zuckte es in den Mienen Theodora's, ſie fuhr aber raſch fort:

„Der Bauer hält mit ſeinem Schwiegervater unſere Zeitung und hat auch ſonſt gute Bücher und iſt dabei doch ein echter Bauer. Die Volksbildung iſt größer und weiter gediehen als man meint."

„So?" wehrte der wieder in ſeinen Stolz zurückgekehrte Staatsrath. „Ich will nichts von Eurer Volksbildung, ich halte ſie nicht für ein Glück, im Gegentheil, ſie zerſtört den feſten Beſtand. Das Volk muß wie die körnerfreſſenden Vögel Kieſelſteine unter ſeiner Nahrung haben, feſte Dogmen. Aber Kind! Das iſt wieder kein Thema zwiſchen uns."

Ueber das helle Antlitz Theodora's zog eine Verdüſterung, aber wieder raſch gefaßt ſagte ſie: „Ich laſſe dir keine Ruhe, bis du mit auf den Eichhof gehſt."

„Gut, ich gehe noch heute Mittag mit dir, wenn du nicht zu müde biſt —"

„O ich bin nicht müde —"

Am Nachmittag, es war ein wolkenbedeckter Tag, der die Sonnenhitze dämpfte, ritten Großvater und

Enkelin von der Sommerfrische ab. Alle Gäste schauten ihnen vergnügt nach und lobten, wie schön Theodora im dunkelblauen Kleide mit dem Männerhute und dem blauen Schleier zu Pferde saß. Die Präsidentin erzählte mit Behagen, wie sie vor Zeiten geradeso mit dem Staatsrath geritten sei.

Die offene Landstraße dahin ging's im Trab. Als man die bewaldete Bergesanhöhe hinanritt, wurde Schritt eingehalten.

Theodora hob sich im Sattel ein wenig empor und rief:

„O es ist doch herrlich! Da wanderten wir heute in der Frühe. Es ist doch ganz anders, so zu Pferde durch den schattigen Wald zu reiten."

„Ich hoffe, du heirateſt nur einen Mann, der dir ein Reitpferd hält."

Theodora preßte den Knopf ihrer Reitpeitsche an die Lippen und schüttelte den Kopf.

„Wie? Hast du schon gewählt?" fragte der Großvater erstaunt.

Theodora nickte stumm und senkte die Augenlider.

Der Staatsrath wartete auf ein Weiteres, da aber Theodora stumm blieb und ihren Schleier vor das Gesicht legte, fragte er:

„Doch nicht den geschwätzigen Zeitungscorrespondenten deines Vaters, den wir in Paris trafen? Ich muß doch bitten, daß du —"

„Großvater! Er ist hier im Lande."

„Doch ein Mann von Familie?"

„Allerdings. Er hat Eltern und Geschwister und

wahrscheinlich auch Tanten und Onkel. Was Ihr Aristokraten Euch doch herausnehmt, die vornehme Sippe allein Familie zu nennen —"

„Kind! Komme mir nicht mit Euren Zeitungsphrasen. Sprich offen, wo, was ist er?"

„Wo? Das sage ich heute noch nicht, auch seinen Namen nicht. Nur so viel: Er ist Techniker."

„Schau, schau! Also das neueste Ideal? Vordem waren die Ideale Maler, Musiker, Husarenrittmeister und Schauspieler. Jetzt ist die Liebe auch praktisch. Also ein Techniker? Das schwärmt nun heutigen Tages von Tunneln und Viadukten. Sag nur, seit wann hast du entschieden? Wie konntest du so lange zurückhalten? Wie ist sein Name?"

„Großvater, ich bitte, frage nicht weiter. Es thut mir leid, dir nicht antworten zu dürfen. Du sollst bald Alles erfahren. Ich stelle dir einen deiner besten Freunde, der ihn von Kindheit an kennt und liebt. Aber ich spreche schon zu viel. Jetzt genug! Wir sind auf der Hochebene. Laß uns traben!"

Ohne weiter ein Wort zu reden trabten sie bis zum Eichhof.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Auf dem Eichhof hatte der Staatsrath seine Freude an dem gediegenen Hausstand, vor Allem aber an dem ehrenfesten Bauer, der dem vornehmen Herrn gegenüber ein aristokratisches Bewußtsein erkennen ließ, was aber dem Staatsrathe besonders wohlgefiel.

Der Bauer erzählte, daß heute wieder Elsässer da gewesen seien, um Hopfenstangen zu kaufen; sie hätten in den ersten Jahren nach dem Krieg mit uns getrutzt, jetzt aber kämen sie doch wieder.

In der Stube, die trotz des Sommers geheizt war, hingen zwei eingerahmte Diplome zum Ehrenpreis vom landwirthschaftlichen Verein für eine Kalbin und ein Fohlen.

„Die hat noch meine verstorbene Frau einrahmen lassen," erklärte der Bauer; „ich habe noch mehr, hänge sie aber nicht mehr auf."

Rickele kam mit Speise und Trank.

„Bäuerin," sagte der Mann, „richte Alles draußen unter der Linde an, die Herrenleute sitzen gern im Freien."

Man saß wohlgemuth beisammen, der Bauer ließ den Fremden reden und blieb karg in Worten. Auf

Befragen erklärte er nur, daß es sich nicht mehr austrage, Eichen stehen zu lassen, er erhalte das kleine Wäldchen unweit des Hauses nur zum Wahrzeichen. Als man von der reichlichen und bald beginnenden Weizenernte sprach, kam die landläufige Klage über Dienstbotenmangel. Und da er einmal im Klagen war, schmähte der Bauer auch die neuen Waldgesetze, wodurch man nicht mehr Herr über sein Eigenthum sei. Der Staatsrath vertheidigte das Gesetz, er konnte das sehr sachlich, es war ja sein letztes gewesen, das er vor das Abgeordnetenhaus gebracht hatte.

Durch den Feldweg herauf sah man eine Frau daherwandern.

„Da kommt meine Mutter," sagte die Bäuerin.

„Das ist Eure Mutter?" fragte der Staatsrath, der durch das vorgehaltene Augenglas Magdalena erkannt hatte. Die Bäuerin bejahte, und er betrachtete den stolzen Bauer nachdenklich. Wußte der, wer seine Schwiegereltern waren?

Magdalena verschwand im Eichenwäldchen. Rickele sagte: „Ich gehe ihr entgegen," und „Ich gehe mit," rief Theodora, nahm ihr Reitkleid hoch auf und ehe der Großvater Einsprache erheben konnte, war sie den Berg hinabgerannt und verschwand ebenfalls unter den Eichen.

„Mutter!" rief sie dort und umhalste Magdalena. Diese konnte kein Wort hervorbringen und Theodora wendete sich zu Rickele und sagte: „Ich bin die Braut deines Bruders."

„So schön und groß sind Sie geworden?" konnte

Magdalena endlich hervorbringen. „Ja, der Albrecht! Aber liebes herziges Fräulein, es ſind noch böſe Sachen zu überwinden.“

„Ich weiß, ich weiß.“

„Sie wiſſen?

„Wir überwinden Alles.“

Theodora erklärte raſch, daß der Großvater auch da ſei und nun bald Alles offenbar werden müſſe. Einſtweilen müſſe man noch fremd thun.

Magdalena wollte wieder umkehren, aber Theodora fand das unthunlich, und ſo gingen die drei Frauen nach der Linde.

„Guten Tag, Herr Staatsrath!“ ſagte Magdalena.

Der Gegrüßte nickte und der Bauer fragte:

„Schwiegermutter! Ihr kennet den Herrn ſchon?“

„Ja wohl, von Alters her, aus der Stadt, vom Hauſe des Herrn Juſtizrath Heiſter.“

Dem Staatsrath war dieſe Begegnung unbehaglich, zumal der Bauer offenbar die Vergangenheit ſeiner Angehörigen nicht kannte. Er drängte zur Heimkehr, da es ſo dumpf und trübe wurde.

Bald ſaßen die Beiden wieder zu Pferde, der Bauer begleitete die Reiter noch eine Strecke, um ihnen zu zeigen, wie ſie einen beſſern Weg heimreiten könnten, dort über die Eiſenbahn hinweg und dann eine kurze Strecke Feldweg bis auf die Landſtraße.

Als der Bauer zurück kam, ſagte Magdalena: „Ihr ſollet es wiſſen, es wird Euch auch freuen, aber Ihr ſaget es vor der Hand nicht weiter, zu Niemand. Das Fräulein da iſt ſo viel als Braut von unſerm Albrecht.“

Groß war das Staunen des Bauern. Bald aber staunte auch Theodora noch ganz anders.

Am Ueberweg mußten die Reiter anhalten, denn eben sauste ein Bahnzug heran und Theodora mußte alle Kraft anwenden, um ihr Pferd im Zügel zu halten.

Die Rosenbäumchen am Bahnwärterhäuschen standen über und über in voller Blüthe, so daß jeder Baum nur ein einziger Strauß schien.

Der Bahnwärter, der die Reiterin starr betrachtet hatte, war ihrem Blicke gefolgt und wollte Rosen brechen, Theodora aber lehnte ab und sagte:

„Laßt die Rosen am Stock, dann habt Ihr und Alle die da vorüberfahren, noch lange ihre Freude dran.“

Der Zug sauste vorüber, Jakob öffnete den Schlag und grüßte kaum, der Staatsrath dankte verdrossen, Theodora aber nickte ihm nochmals freundlich zu.

„Großvater, hast du bemerkt, welche wunderbare Augen der Mann hat?“

„Ja. Wir wollen Schritt reiten. Das Gewitter scheint sich wieder zu verziehen. Ja, mein schwärmerisches Kind, da hast du deine Idylle, die gepriesene Rechtschaffenheit und Geradheit deines sogenannten Volkes. Dieser Bahnwärter ist der Vater der Eichbäuerin. Ich kenne ihn von lange.“

Der Staatsrath bemerkte nicht, wie rasch der Athem Theodora's ging, und er fuhr fort:

„Möglich, ja wahrscheinlich, daß der Bauer betrogen ist und nicht weiß, wer seine Schwiegereltern sind.“

„Wer sind sie denn?“

„Zuchthäusler, Sträflinge.“

Das Pferd Theodora's machte einen Seitensprung, so daß sie fast aus dem Sattel fiel. Der Staatsrath sprang ihr schnell bei und als er ihr wieder die Zügel in die Hand gab, sagte er: „Was ist? Deine Hand zittert und du bist so bleich?“

Mit Anspannung aller ihrer Kraft entgegnete Theodora: der Großvater solle ihr weiter berichten, und er fuhr fort:

„Die Frau hat entschuldbare kindliche Diebeshehlerei getrieben, anders der Mann. Ich war sein Untersuchungsrichter und habe ihn weich gekriegt. Ich hätte dir gern deinen Idealismus erhalten, aber da siehst du, es ist nicht eitel Griesgram und Aristokratismus, wenn wir uns von der Crapüle fernhalten. Das sollst du auch; du magst immerhin in der Ferne schwärmen, nur darfst du mit diesen Menschen nicht mehr verkehren. Du kennst diese Frau, sie hat, ich will das nicht leugnen, gute Eigenschaften, sie war Pflegerin der Justizräthin Heister in ihrer letzten Krankheit. Heister hatte immer Anlage zur Sentimentalität und seine Frau hat das Talent noch ausgebildet.“

Der Staatsrath hatte sich so in die Geschichte vertieft, daß er das ausbrechende Gewitter nicht gewahrte, das sich plötzlich in Donner und Blitz und bald in Hagelsturm entlud.

Der Großvater wollte Theodora zu lieb bei einem Bauernhofe am Wege absteigen und das Ende des Gewitters abwarten; aber Theodora betheuerte, daß

ſie Donner und Blitz nicht ſchrecken, und in ſcharfem Trab kehrten die Beiden mit einbrechender Nacht nach der Sommerfriſche zurück.

Hülfreiche Genoſſinnen beklagten auf Treppe und Flur die Triefende und wollten ihr beiſtehen, aber Theodora eilte allein auf ihr Zimmer, verſchloß hinter ſich und riß in Haſt und Verzweiflung die naſſen Kleider ab.

Draußen raste der Sturm fort, er riß die Zweige der Bäume hin und her, und als Theodora ans Fenſter trat, ſah ſie die ſchlanke mächtige Pappel zuſammenknicken und ſtürzen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der Hagelsturm, der die Pappel an der Sommerfrische knickte, entwurzelte auch einen Baum nicht weit von dem Bahnhäuschen.

Jakob war mitten im Sturm heimgeeilt, der Wind tobte und heulte durch die Bäume, als rufe ein Unnennbares um Hülfe.

Jakob hatte seinen sechsten Monturmantel fest angezogen, kein Unwetter ficht ihn an. Er war nicht weit von dem Kirschbaum, den er damals mit Magdalena gepflanzt, da raste ein neuer Sturm daher und entwurzelte den Baum.

Einen Augenblick war Jakob erschrocken, dann sagte er, sich die schweren Regentropfen aus dem Gesichte wischend: „Gilt nicht! Fall du um, ich lasse mich nicht umreißen.“ Ohne seinen Schritt zu beschleunigen, ging er ruhig seinem Hause zu. Magdalena war noch nicht da, er wartete geduldig und schickte Lisbeth zu Bette.

Das Unwetter war vorüber, der Mond schien hell als Magdalena kam. Sie setzte sich schwer ermüdet nieder und sagte:

„Der Sturm hat den schönen Kirschbaum nieder-

gerissen. So viel Jahre hat der Baum so viel Stürme ausgehalten. Ja es ist wie mit dem Menschen."

„Mutter, du willst mir was anderes sagen. Ich weiß Alles. Du hast sie oben beim Nickele getroffen und ich hab die Beiden auch gesehen. Jetzt Mutter, jetzt heißt's feststehen."

Die Beiden erzählten einander, was sie erlebt. Magdalena war voll Bangen, aber jetzt bewährte sich's, daß Jakob neuen festen Grund gewonnen; er sah Allem, was nun noch kommen mochte, mit gelassener Ruhe entgegen, und diese Ruhe ging endlich auch auf Magdalena über. Sie erklärte erst jetzt, wie auch der Eichbauer die feste Zuversicht habe, daß Alles noch zu Gutem ausgehen müsse. „Er ist uns ein großer Beistand," schloß Magdalena.

„Ist recht," entgegnete Jakob, „aber zuerst bin Ich mein Beistand."

Vierundvierzigstes Kapitel.

Theodora, die hoch zu Roſſe durch Wald und Feld geritten war, lief jetzt entkleidet, barfuß, wie eine Wahnwitzige im Zimmer umher und ſtöhnte händeringend: „So tief! So tief! O Wahrhaftigkeit! Biederkeit! Treuherzigkeit! Du Welt! Womit habe ich das verſchuldet? Verſchuldet!“ Sie ſchaute um, wie ſie das Wort aus ihrem eigenen Munde hörte. Sie ſtand am Fenſter, daran der Hagel praſſelte, und rief in das wilde Getön hinein: „Albrecht! Du wußteſt und wagteſt. O verzeih. Was haſt du zu leiden, du Armer. Nein nicht du. Wir. Ich mit dir. O ein einziger Tag! Heute da die Sonne aufging . . .“

Im Gedanken an jene Stunde flammten ihre Wangen und ihr Körper fröſtelte. Sie ward ſich ihres verwahrlosten Zuſtandes inne und kleidete ſich raſch wieder an. Der Gedanke ſtieg in ihr auf, daß der Großvater nur einen grauſamen Scherz geübt habe, um ſie von ihrer überſchwänglichen Liebe zu den niederen Ständen zu bekehren. So ſchwach auch dieſer Halt war, es trat doch eine flüchtige Beruhigung in ihr Antlitz, da ſie jetzt Licht anzündete und das Zimmer wieder ordnete.

Der Hagel hatte aufgehört, nur noch leiser Regen rieselte nieder und in der Ferne vergrollte der Donner. Theodora öffnete das Fenster, eine erquickende kühle Luft drang ein und sie athmete auf, wie neu zum Leben erwacht.

Sie klingelte und ließ den Justizrath zu sich bitten, und noch bevor er kam, suchte sie sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß der Großvater Wahrheit gesprochen, denn mit solchen Worten zu scherzen war doch kaum möglich.

Bald trat Heister ein und sagte: „Du hast mich rufen lassen.“

„Ja. Setzen Sie sich, mir versagt noch der Athem.“

„Dein Großvater ist auch sehr unwillig, weil er sich von dir verleiten ließ, statt in einem Bauernhaus am Wege unter zu stehen, durch das Hagelwetter zu reiten. Er läßt dir sagen, du sollest auch sofort zu Bette gehen. Was hast du? Warum kniest du nieder? Was ist das? Steh auf.“

„Nein. Lassen Sie mich so sprechen. Sie wissen, daß ich Albrecht liebte wie nur je . . .“

„Liebte? Und nun nicht mehr?“

„O doch, doch. Und wenn Alles . . . Lieber Freund! Der Großvater hat die Eltern Albrechts mit Worten bezeichnet, mit entsetzlichen . . .“

„Das habe ich mir gedacht.“

Er hielt inne und Theodora schaute zu ihm auf mit weit aufgerissenen Augen, mit offenem Munde und ihre Arme waren krampfhaft ausgestreckt: „Und es ist wahr?“ rief sie.

„Es ist wahr," bestätigte Heister. Er beugte sich hinab, um die, wie er glaubte, Niedersinkende aufzurichten, aber ohne ein Wort, ohne einen Laut war Theodora aufgestanden und Heister sagte:

„Gieb mir die Hand. Du möchtest fragen, warum ich Euch nicht früher von dem traurigen Geschick mitgetheilt?"

Theodora nickte mehrmals rasch mit dem Kopfe, und Thränen, die in ihren Wimpern hingen, fielen nieder auf die Hand des Freundes, der fortfuhr:

„Ich weiß zuversichtlich, daß Albrecht nichts von der Vergangenheit seiner Eltern wußte, wenigstens nicht bis zu seiner Krankheit."

Theodora entwand ihre Hand der des Freundes und ging mit raschen Schritten durch die Stube, dann stand sie wieder vor Heister still, der mit eindringlichem Tone fortfuhr:

„Du bist so jung und doch ernst und einsichtig genug, um zu begreifen, daß der Mensch ein zweites, ein reines Leben gewinnen kann aus Verirrungen und Versuchungen heraus. Reue und Buße erneuen das Herz, so daß es feiner ist als das Herz der Unschuld. Wenn ein Mensch, ohne für seinen Fall mildernde Umstände zu plädiren, gradaus bekennt: ich that Unrecht — da beginnt eine Neuschaffung seiner Natur. Liebes Kind! Ich habe in vieler Menschen Seele gesehen, aber ich kenne keine die edler sind, als die Seele dieser, die in Strafhäusern gebüßt haben."

„Ich werde zeigen, wie ich sie ehre," rief Theodora.

„Liebes Kind! Mach dir recht klar, es ist leicht gesagt, ich schätze hoch, die sich wieder aufgerichtet haben; aber im täglichen Verkehr sie voll erkennen lassen —“

„Das kann ich, das werde ich.“

„Ich vertraue dir, und ich hoffe mitzuwirken, daß alle Widrigkeit besiegt wird. Doch jetzt schlaf ruhig und halte dich tapfer. Gute Nacht, Kind.“

Theodora aber legte sich noch nicht nieder, sondern schrieb bis tief in die Nacht hinein an Albrecht und an ihren Vater, sie müßten kommen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Morgen war hell und frisch, der Staatsrath verließ sein Zimmer nicht und Heister ließ sich bei ihm melden. Der Staatsrath schien kaum überrascht, wenigstens ließ er nichts davon merken, als er hörte, daß der Techniker Albrecht der Sohn Jakobs und Magdalena's sei. Er ließ seine Enkelin rufen, sie bekannte offen ihre Liebe und erging sich in innigen Worten über die herzgewinnende rechtschaffene Natur Albrechts.

„Und du glaubst in der That," sagte der Staatsrath, „du glaubst, daß er nichts gewußt hat von dem Leben seiner edeln Eltern? Es sei. Mag der junge Mensch unschuldig sein. Wie kannst du aber nur noch einen Augenblick an solche Familiengemeinschaft denken?"

„Großvater, es schmerzt mich tief, daß ein so hoher Geist wie du so unfrei —"

„Danke für das Süße und das Saure. Ich bin und bleibe kein Anhänger Eures Liberalismus, der alle Grenzsteine verrückt. Uebrigens störe ich Euch nicht mit meinem altväterischen Wesen. Ich werde diesen Ort verlassen, bevor dein Vater und der Erwählte kommt. Ich überlasse dich der Obhut unseres Freundes hier."

Der Staatsrath stand auf und mit blassen Lippen sagte er:

„Ich bitte die Braut des Herrn Ketterer, mich zu verlaſſen.“

Theodora wendete ſich und als ſie die Thüre öffnete, trat Albrecht ein. Mit einem Aufſchrei umarmte ihn Theodora.

Der Großvater hatte mit unſicher taſtender Hand die Thürklinke erfaßt, er öffnete, da trat ihm ſein Sohn, der Vater Theodora's entgegen.

Theodora hatte ſich von Albrecht losgeriſſen und wollte ihren Vater umarmen, aber dieſer wehrte ab, indem er mit heiterer Stimme ſagte:

„Hier bin ich zuerſt Kind. Lieber Vater! Du ſiehſt ja ſo ſchmerzlich, ſo erregt aus?“

„Sieh die dort,“ erwiderte der Staatsrath, „kann man da freudig und ruhig ſein? Weißt du, wer der Mann da iſt und ſeine Eltern?“

Doctor Hornung nickte bejahend und der Vater fuhr fort: „Und nun laß hören, was entſcheideſt du?“

Der Sohn legte begütigend die Hand auf die Schulter des Vaters, aber dieſer rief:

„Du zögerſt? Du haſt nicht den Muth, nicht die Geradheit zu ſagen: es gibt keine Verbindung zwiſchen meinem Hauſe und dem Sohn der Sträflinge?“

Albrecht ſtöhnte auf und der Doctor rief: „Vater! Wie magſt du einen Unſchuldigen ſo in's Geſicht hinein kränken! Das iſt deiner nicht würdig.“

„Würdig? Soll ich von Euch lernen, was würdig iſt? Von Euch, die Ihr alle Ehre, alle Scham mit Füßen tretet?“

„Lieber Vater! Es iſt gewiß ſchmerzlich, von Eltern

zu ſtammen, die eine Schuld gebüßt haben, aber es iſt auch ſchmerzlich, dabei ſein zu müſſen, wie der Vater eine Sündenſchuld auf ſich ladet.“

„Wie? Wer? Mit wem ſprichſt du?“

„Mit meinem großdenkenden Vater, mit einem Manne, der zu edel iſt, um eine Uebereilung nicht zu bereuen.“

„Bereuen? Alſo ich? Ach ja. Du biſt ja ein Mann der Römertugend. Du haſt die Tugend gehabt, in deiner Zeitung gegen deinen Vater zu ſchreiben. So ſchreib morgen: Mein Vater iſt ein beſchränkter Kopf, er findet es nicht ſchön, daß ich meine Tochter dem Abkömmling von Zuchthäuslern gebe. Starre mich nur an, du ſtarker Römer! Euer ganzes Getriebe macht das Chaos! Ich weiß. Ich weiß, was du entgegnen willſt. Ich werfe keinen Stein auf den Mann, aber weil ich keinen Stein auf ihn werfe, darum gehört er doch nicht an meinen Tiſch, an mein Herz, in meine Familie.“

Er ſank in den Stuhl. Als ſich ihm Theodora nähern wollte, rief er: „Berühre mich nicht, fort von mir! Fort! Alle!“

„Nun iſt's genug, verlaßt das Zimmer,“ ſagte der Doctor zu Albrecht und Theodora. „Geht. Geht zur Schweſter auf den Eichhof. Ich bleibe hier und Sie auch, Herr Juſtizrath.“

Nach einer Weile kam Heiſter auf den Hausflur zu den beiden Liebenden und ſagte, der Großvater ſei wieder ruhig und wolle ſchlafen.

Still verließen Albrecht und Theodora die Sommerfriſche.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Hand in Hand gingen Albrecht und Theodora den Feldweg dahin, dem Walde zu.

Dort am Rande des Waldes setzten sie sich nieder. Sie hatten auf dem Wege kein Wort gesprochen und auch jetzt noch schwiegen sie, nur manchmal drückte eines dem andern fester die Hand, wie wenn es sagen wollte: ich weiß, was du in der Seele sprichst.

Nun aber umfaßten sie sich und küßten einander die schweigenden brennenden Lippen und weinten.

„Und nun genug Trauer," faßte sich Theodora zuerst, „der herrliche Bibelspruch ging mir den ganzen Weg durch den Sinn. Sieh, dort überall arbeiten Sichel und Sense, und der Spruch ist unser: die mit Thränen säen, werden mit Freude ernten."

Theodora erzählte, daß sie gestern in dem Hagelsturm auf dem Wege war, und Albrecht berichtete, wie er den Brief erhalten und mit dem Vater gereist sei.

Bald aber war alles Leid vergessen und die Liebenden wanderten als wäre das Gestern, das Heute, die letzte Stunde in fabelhafter Vergangenheit, und aller Kummer war nur ein Traum.

„Mir blutet das Herz, daß du so viel Leid durch

mich auf dich nehmen mußt," sagte Albrecht aus gepreßter Brust.

„Wir bezahlen alle Trauer voraus," tröstete Theodora.

Die Mittagsglocke von der Sommerfrische läutete herauf. Jetzt gehen sie dort Alle geputzt zu Tische und wie viel haben sie heut' zu reden, und doch konnten sie nicht ahnen, wie die Beiden hier lebten.

Ein sanftes Säuseln zog durch die Wipfel der Tannen, keine Vogelstimme war laut. Im Wege lagen geknickte und entwurzelte Tannen, die Wandernden mußten oft Umwege machen.

Sie pflückten Erdbeeren und waren weltvergessen wie die Kinder. Albrecht fand die Stelle leicht, wo er einstmals als Knabe aus Schindeln sein kunstreiches Mühlwerk gebaut hatte. Er erzählte Theodora, wie er kaum sieben Jahre alt, keine Ruhe hatte, bis er zur Quelle des Baches hinaufkam; er wollte sehen, wie der Bach aus der Erde springt, und als er dort oben war, wo auf der Bergesspitze die Waldwiese ist, da habe er die Quelle vergessen und zum erstenmal gesehen, wie wunderbar da sich die Berge in einander schieben, wie weit das Thal und wie schön die Welt.

Sie kamen aus dem Wald, da war wieder der offene helle Tag und in der Ferne sah man den Eichhof. Sie schritten frohgemuth darauf zu.

Der große Hund erkannte den Bruder der Bäuerin und leckte ihm die Hand. Es war Niemand da, alle Hausbewohner waren draußen bei der Ernte. Die Thüre war leicht zu entriegeln; die Beiden saßen in der Stube und Theodora sagte: „Auch in solcher weltvergessenen

Einſamkeit wäre ich glücklich mit dir allein, du Einziger.“

„Und ich nicht,“ entgegnete Albrecht, „ich muß mit vielen Menſchen ſein und auf Viele wirken.“

„Das iſt wahr, das iſt beſſer.“

Albrecht öffnete die Tiſchſchublade, in der Brod lag, er ſchnitt ein Stück ab, da hörte er eine Kuh im Stalle ſchreien; in luſtigem Tone ſagte er:

„Die Kuh ruft, ich ſoll dir einen Topf Milch melken.“

Er ging nach dem Stall, da begegnete ihm die Schweſter, die eben heimgekehrt war. Sie wurde ſchnell unterrichtet und Albrecht fragte, wo denn der Bauer ſei; der war mit dem Förſter in den Wald gegangen, wo ihm der Hagelſturm mehrere Hundert Stämme umgeriſſen hatte, aber glücklicherweiſe faſt lauter ſchlagbare.

Rickele erzählte, daß ein Brief angekommen ſei, Lena werde heute aus Oſtindien eintreffen.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

In der Sommerfriſche ſaß wie gewöhnlich die Präſidentin von Kaſtelburg am obern Ende des Tiſches, der Platz des Staatsraths und Theodora's blieb unbeſetzt. Die Präſidentin hatte ſich's verbeten, daß von dem großen Ereigniſſe des Tages weiter geſprochen werde. Das war freilich hart, denn was konnte ſonſt von Intereſſe ſein? Aber die Präſidentin war empört, wie man theils ſchadenfroh, theils mitleidig ſich darüber ausließ, daß Theodora den Sohn eines Sträflings liebte, und man erging ſich noch in allerlei Fabeln von Raub und Mord, die der Vater verübt hätte.

Sobald die Tafel zu Ende war, ließ ſich die Präſidentin beim Staatsrath melden. Doctor Hornung, der eben bei ſeinem Vater war, ging auf den Hausflur, um die Beſuchende abzuhalten, ſie aber rief laut: „Mich empfängt Ihr Herr Vater, wenn er wach iſt.“

Der Staatsrath öffnete die Thür und ſagte höflich: „Sehr erfreut,“ und zu dem Sohne gewendet, fuhr er fort: „Laß mich mit der Frau Präſidentin allein.“

Der Doctor ging, und die Präſidentin begann lächelnd: „Im Leben des ſchönen Otto hören doch die Abenteuer nicht auf.“

Der alte Herr dankte verbindlich und die Präsidentin fuhr fort:

„Du erlebst nun Abenteuer an Kindern und Kindeskindern.“

„Ich bitte, nicht du zu sagen, wir können doch belauscht werden.“

Mit gedämpfter Stimme fuhr die Präsidentin fort: „Ich kann bei dem was ich zu sagen habe nicht anders, aber ich will leise sprechen.“

„Und was bringt mir meine verehrte Freundin?“

„Vor Allem bedenke, was du zerstören kannst. Du darfst stolz auf diese Enkelin sein, sie vereinigt Muth und Anmuth, sie ist weich und tapfer, in ihrer Natur ist Erz und Blume gemischt.“

Die Redende sah lächelnd auf und erwartete ein Lob; dem Staatsrath aber schien es peinlich, den Ruhm seiner Enkelin zu hören. Dennoch sagte er im verbindlichsten Tone:

„Es freut mich, meine Enkelin so erkannt zu sehen. Aber verehrte Freundin, ich gestatte Niemand außer Ihnen ein Recht, in das drein zu reden, was ich jetzt zu thun und zu lassen habe.“

„Schön! Sehr schön! Aber ich bitte dich zu bedenken, daß Egoismus und Liebe dir dein Verfahren bestimmen müssen.“

Der Staatsrath stutzte. Die Frau hat es darauf abgesehen, Gegensätze zu vereinen. Die Präsidentin aber erklärte:

„Du zerstörst durch deinen Widerspruch dir ein Glück, da du dir die Freude an deiner Enkelin aus

der Seele reißest, und du zerstörst ihr das volle Glück, da sie stets deines Widerspruches gedenken muß. Kannst du das leugnen? Giebt es irgend etwas, in dem du noch Ersatz finden kannst für die Liebe dieser Enkelin?"

„Nein," entgegnete der Staatsrath, „aber ich kann mich nicht in diese Sphäre begeben. Kennen Sie die Geschichte dieses Mannes?"

„Vollkommen! Ich habe mir die Geschichte dieses Bahnwärters von deinem Freunde Heister erzählen lassen. Also der dumme Junge mit den Pfeilen hat da auch sein Spiel gehabt? Nun haftet seinem Vergehen nichts Gemeines mehr an. Und dann, sieh höher hinauf. Ihr findet es erhaben, wenn ein Gott eine reuige Sünderin aus den Flammen in den Himmel hebt. Ist es nicht schöner und größer, daß die Erlösung sich auf Erden vollziehe in reuigen Thaten? Und die vor Schuld bewahrt sind, verdanken es nicht immer ihrer Tugend."

„Das sagen Sie?"

„Ja. Erinnere dich einer wunderlichen Geschichte, sie ist fast ein Märchen. Der schöne, geistreiche und liebenswürdige Assessor liebte die Frau seines Gerichtsdirectors und sie ließ sich die Huldigungen gefallen, sie hatte auch ein junges heißes Herz. Und eines Abends, die Beiden waren allein, wagte der junge Mann ein stürmisches Geständniß und die junge Frau hatte den Muth zu sagen: Den Tag, an dem ich meiner Liebe zu dir nachgebe, den überlebe ich nicht; du darfst nicht fortgesetzt heucheln und ich nicht ... Und da standen sie beisammen und weinten und waren doch sonst so lustige Menschen. Du hast mich nachmals zu deiner

Wahlschwester ernannt, und als du mir deine herrliche junge Frau zuführtest, dankteſt du mir, daß du einer ſolchen würdig geblieben."

Der Staatsrath ſah zu Boden, er hatte ſich in dieſer Freundin doch geirrt, ſie gefiel ſich nicht in geſprächſamen Tändeleien, ſie hatte ſich mit dem Fortſchritt der Jahre immer mehr veredelt.

Die Präſidentin mochte ahnen, was in dem Jugendfreunde vorging, ein wunderbares Lächeln ging über ihr Antlitz und verſchönte daſſelbe, indem ſie wieder das Wort nahm:

„Dieſer einfältige Knecht hat den Mann ſeiner Geliebten, ſei es fahrläſſig, ſei es mit Vorbedacht, getödtet. Das iſt Verbrechen, iſt roh. Dafür haben Eure Geſetzbücher Strafen. Aber es iſt kein Verbrechen und es iſt fein, mit dem Gatten der Geliebten ſpazieren fahren, reiten, jagen, Whiſt ſpielen und ſchöne Dramen mit vertheilten Rollen leſen und dabei —"

„Bitte, liebe Freundin, ich bin angegriffen —"

„Gut. Ich habe Alles geſagt. Ich weiß, du wirſt deine Hochſinnigkeit bewähren. Vergeude nicht in deinen Jahren die Liebe zu deiner Enkelin. Und nun leb' wohl!"

Sie ging, auf ihren Stab geſtützt, davon. Man hörte noch durch den langen Flur, wie ſie mit dem Stocke aufſtieß.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Im Bahnhäuschen war man eben von Tisch aufgestanden, Jakob steckte sich seine Pfeife an, Lisbeth trug das Geschirr weg. Sie kam aber bald wieder und rief: „Mutter! Vater! Die Lena kommt mit ihrem Kind.“

Magdalena eilte laut schreiend den Ankömmlingen entgegen und Jakob ging rauchend Schritt vor Schritt. Man muß männliche Haltung bewahren, nur nicht weibermäßig sich auslassen — sprach er in sich hinein; aber er mußte sich doch gewaltsam aufrecht erhalten, er spürte es in den Knieen, wie ihn die Nachricht gepackt hatte.

„Ist gut, daß wieder ein klein Kind im Haus, und wir haben Platz,“ sagte er zu Lena, die ihn umarmte. „Ich will dein Kind tragen, ich bin froh, daß wieder eins da ist, das man noch auf den Arm nehmen kann.“ Er nahm das vierjährige Kind auf den Arm und trug es, und that was Großes, er that dem Kinde zu lieb die gut brennende Pfeife weg.

In der Stube weinten die Frauen miteinander. Jakob setzte sich auf die Hausbank und zündete die unterbrochene Pfeife frisch an. Es war ihm heute

aber keine Ruhe gegönnt, denn Heister kam und erzählte die Vorgänge auf der Sommerfrische.

Er war hoch erfreut, Lena, die Wittwe des Missionärs, zu bewillkommen und fragte sie, ob sie und ihr Kind mit den Eltern zu ihm ziehen wolle. Sie verstand ihn nicht, und er mußte ihr erklären, daß er ein Gut in der Nähe gekauft, und daß Jakob und Magdalena es ihm bewirthschaften und ihn pflegen wollten. Auch Lena bejahte, und es gab sogar Lachen, da Magdalena sagte: „Unsere brave Kuh nehmen wir auch mit, die verdient's, einmal wieder Kameradschaft zu bekommen."

Jenseits der Bahn bestieg Heister sein Fuhrwerk und fuhr nach der Sommerfrische zurück.

Der heiße Mittag lag auf der Landschaft, Jakob stand am Ueberweg bei seinen Rosen und freute sich, daß der Sturm ihnen nichts angethan, ja alle Knospen waren aufgebrochen. Da kam Doctor Hornung und reichte Jakob die Hand, und Jakob sagte:

„Diese Hand hat mir viel Gutes gethan, ich mein' geschrieben, seit Jahren, tagtäglich."

So Vieles auch Hornung auf der Seele hatte, diese Ansprache ließ ihn einen Augenblick Alles vergessen, und er schaute verwundert in das Antlitz Jakobs und in seine seltsam glänzenden Augen. Er berichtete, daß er auf dem Wege sei, Albrecht und Theodora vom Eichhof abzuholen, er werde bald mit ihnen in das Bahnhäuschen kommen.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Der Abend brach herein, noch nie waren so viele Menschen im Bahnhäuschen zusammen gewesen. Doctor Hornung kam und mit ihm Theodora und Albrecht, der Eichbauer und Rickele. Zunächst schien es, als ob Alle nur da wären, um Lena und ihr Kind zu bewillkommen. Niemand sprach von der Verlobungsfeier, und man hörte sogar ruhig dem Eichbauer zu, der erzählte, daß ihm der Sturm mehrere Hundert Bäume in seinem Walde niedergerissen habe, aber glücklicherweise fast nur schlagbare.

Da ging die Thüre auf und die Präsidentin, der Staatsrath und Heister traten ein.

Niemand schien das erste Wort finden zu können, da begann derjenige, von dem man's am wenigsten erwarten durfte. Der Eichbauer trat auf den Staatsrath zu und sagte:

„Herr Staatsrath! Sie sind ein vornehmer Herr, aber wir haben auch unsere Ehre, so gut wie Jeder; und was auch gewesen sein mag, ein Ehrenmann ist mein Schwiegervater, ein rechtschaffener."

„Komm her, Jakob, gieb mir deine Hand," ent-

gegnete der Staatsrath: „Du bist ein braver Mann und ich sage Ja.“

Ein Wonneschauer durchrieselte alle Angehörigen. Der Staatsrath konnte sich kaum aufrecht erhalten vor all der Liebe, die ihn umdrängte. Jakob führte ihn in den Lehnsessel und Magdalena zündete die beiden Wachskerzen an, die seit dreißig Jahren ungebraucht in den Glasleuchtern auf der Commode standen; sie beleuchteten glückliche Gesichter, alte und junge.

Inmitten des Jubels vergaß Jakob seinen Posten nicht, er hatte den Ueberweg zu schließen. Er war zum Nachtzuge hinausgegangen; als er wieder kam, trug er einen Arm voll Rosen und warf sie Theodora in den Schoos. Dann begleitete er mit den Seinen die neuen Verwandten und Freunde zum Fuhrwerk, das jenseits der Bahn wartete. Auch Albrecht sollte mit davon fahren.

Auf dem Wege sagte Jakob:

„Herr Oberamtsrichter, will sagen Herr Staatsrath! Ich möchte noch was sagen, was Gutes.“

„So sprich.“

„Ich kann's nur Ihnen allein, die Anderen brauchen nichts davon zu wissen.“

Der Staatsrath ging mit ihm allein und Jakob sagte:

„Herr Staatsrath! Ich verzeih' Ihnen — wie mir unser Herrgott verzeihen soll und, wie ich glaube, auch verziehen hat, — daß Sie mir das damals haben anthun lassen.“

Da der Staatsrath schwieg, fuhr er fort: „Nun habe ich nichts mehr auf der Seele.“

Der Staatsrath hielt die Hand Jakobs, bis er in den Wagen stieg. —

Jakob saß auf der Hausbank und blies den Fortziehenden die lustigsten Stücklein nach, und er blies noch lange, als sie ihn nicht mehr hören konnten.

Fünfzigstes Kapitel.

Jakob und Magdalena leben auf dem Gute Heisters, Lisbeth, der Nestling, hat den ehemaligen Hülfswärter geheirathet, der nun wohlbestellter Bahnwärter im Häuschen Numero 374 ist . . .

Es war an einem Julitage des Jahres, das wir jetzt schreiben, da kamen Jakob und Magdalena auf dem Zuge von der Hauptstadt; sie waren festlich geschmückt und schauten heiter drein, zumal Jakob war hochgerötheten Antlitzes und seine Augen flimmerten.

Die Großeltern kamen von der Taufe des Erstgeborenen Albrechts.

„Schade, daß der Staatsrath so schnell hat davon müssen," sagte Jakob, „ich hätt's ihm gegunnt, das Urenkele zu erleben; er ist ein stolzer Mann gewesen, aber kein unrechter. Schaffner! Meine Frau hat die Fahrkarten, sie ist Meister. Ich bin auch bei der Bahn angestellt gewesen. Wo hält man an zu einem Schoppen? Ich hab' so Durst!"

Magdalena mußte alle ihre Beredsamkeit und Freundlichkeit aufwenden, um Jakob zu beruhigen. Sie näherten sich dem Bahnhäuschen Numero 374, am Ueberwege

ſtand der Schwiegerſohn ſtramm und Jakob ſagte zu ſeiner Frau:

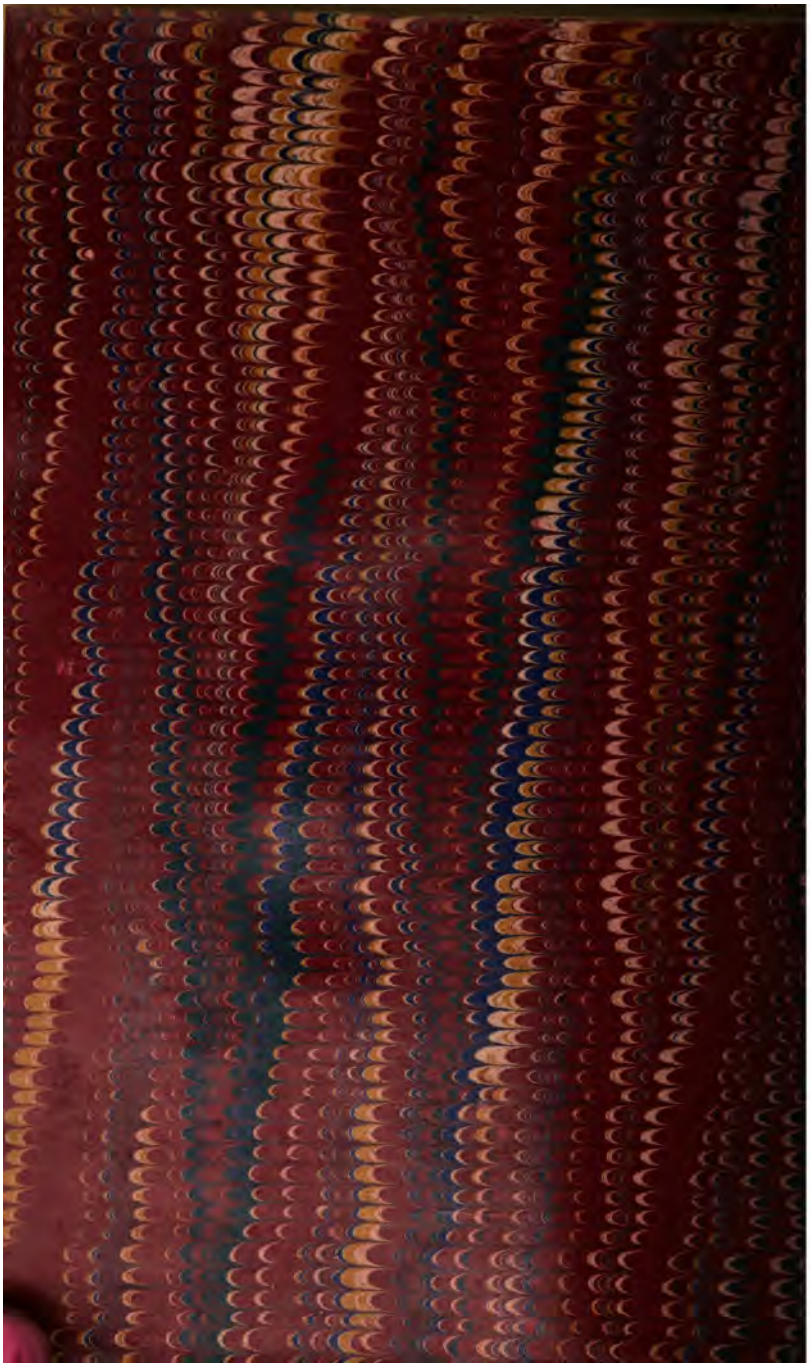
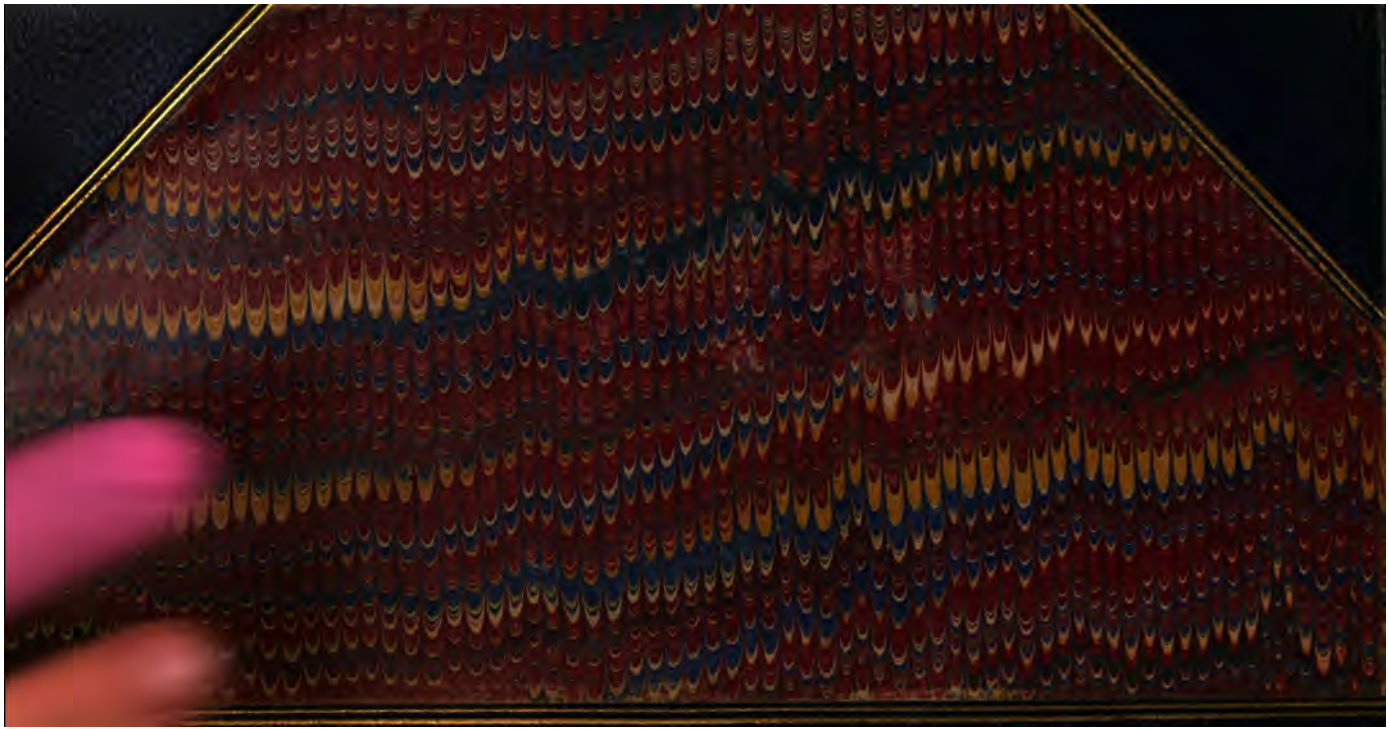
„Das iſt meine Ablöſung.“

Sie ſauſten an ihrem alten Heim vorüber und Jakob ſagte wieder:

„Ja, ja, wenn's nicht wahr wäre, man ſollt's kaum glauben, was Alles da aus dem Neſt aufgeflogen iſt. Ich wäre nur noch gern da geblieben, bis ich wenigſtens den ſiebenten Monturmantel gefaßt hätte. Ich glaub', ich hätt's bis zum zehnten gebracht.“

Magdalena ſah ihn feuchten Auges an und er fuhr luſtig fort:

„Was meinſt, was ein Bahnwart drüben in der andern Welt zu thun kriegt? Warum weinſt?“

„Ich hab' mir eben gewünſcht, daß wenn wir ſterben müſſen, wir beide mit einander ſterben. Du ſollſt nicht allein bleiben, und ich auch nicht.“

„Hoho! Sterben! Da halten wir noch lang nicht. Im Elſaß drüben hat's mein guter Kamerad, der Valentin aus Bingen, im Sprichwort gehabt: Mit dem Sterben wollen wir warten bis zuletzt.“